

Blütenkranz.

Ein Büchlein
zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben

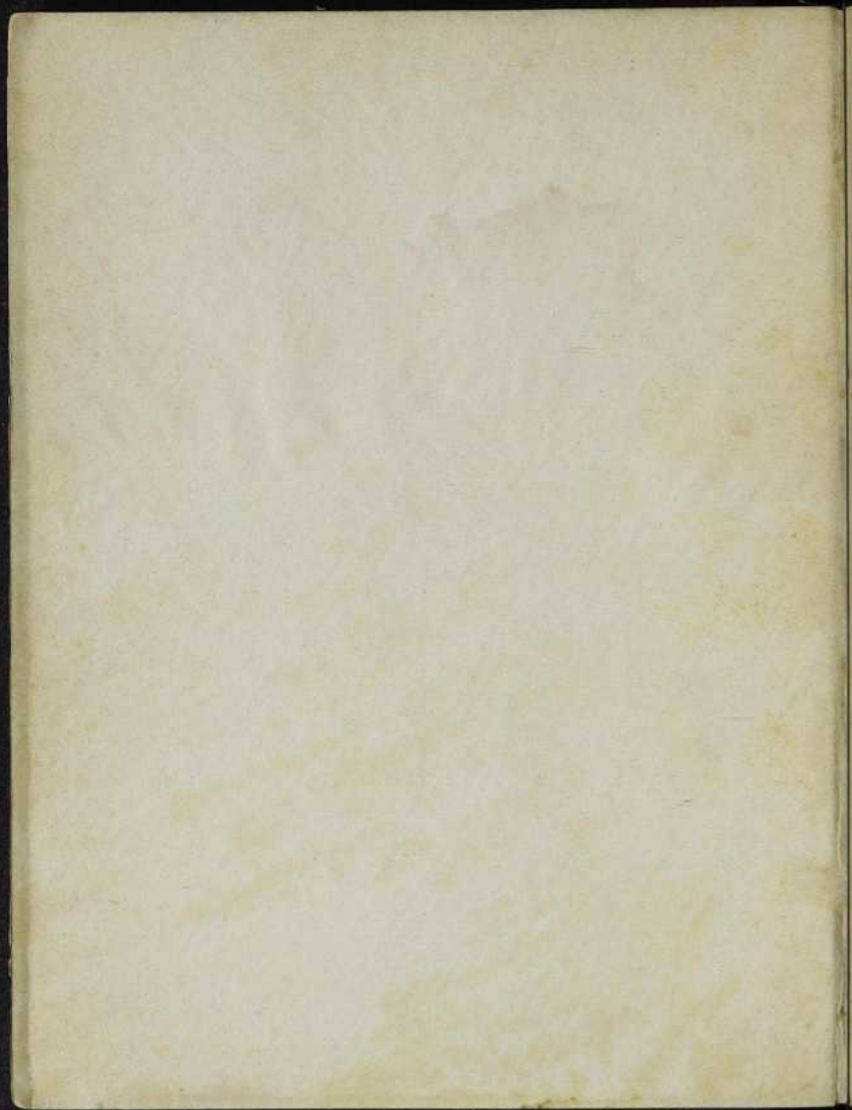
von

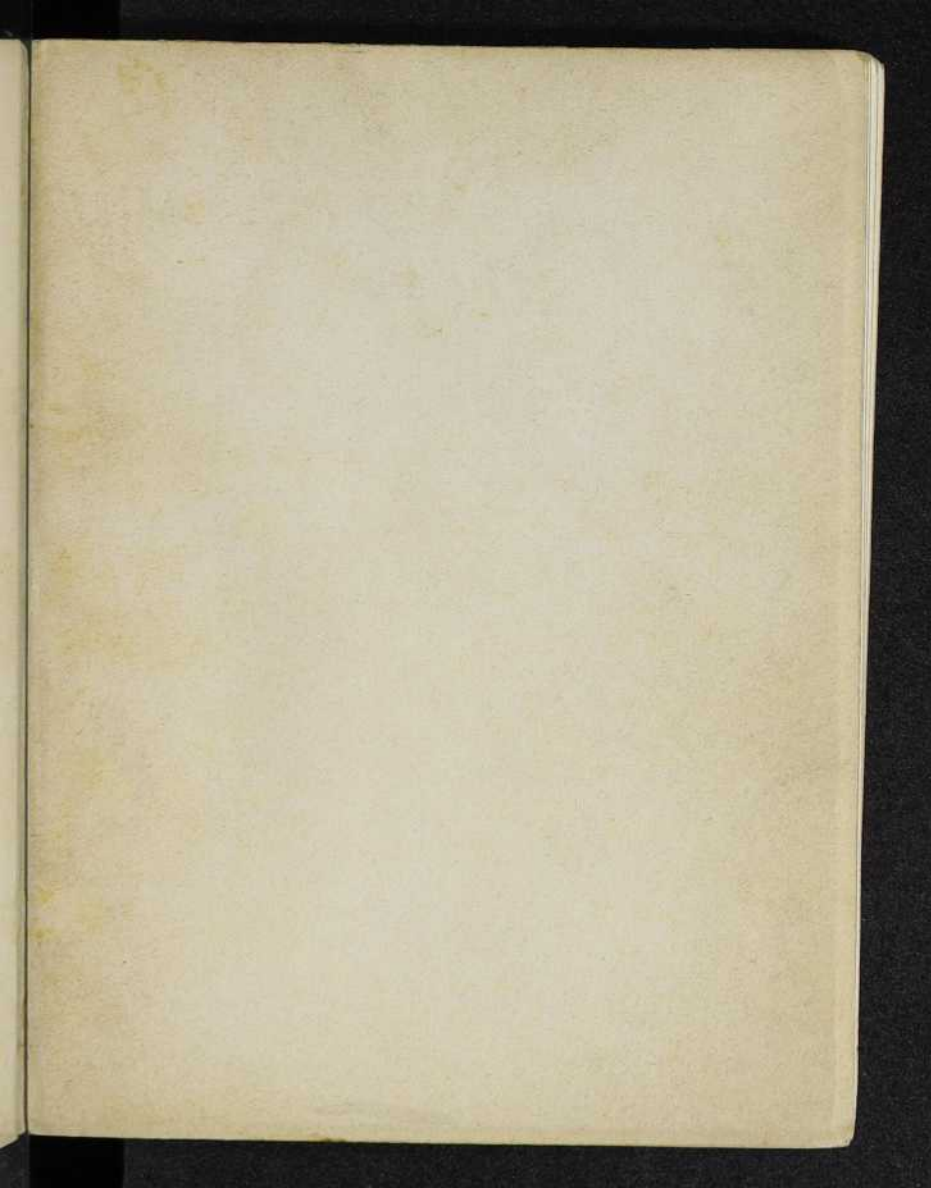
S. Heller und A. Chr. Dessen.

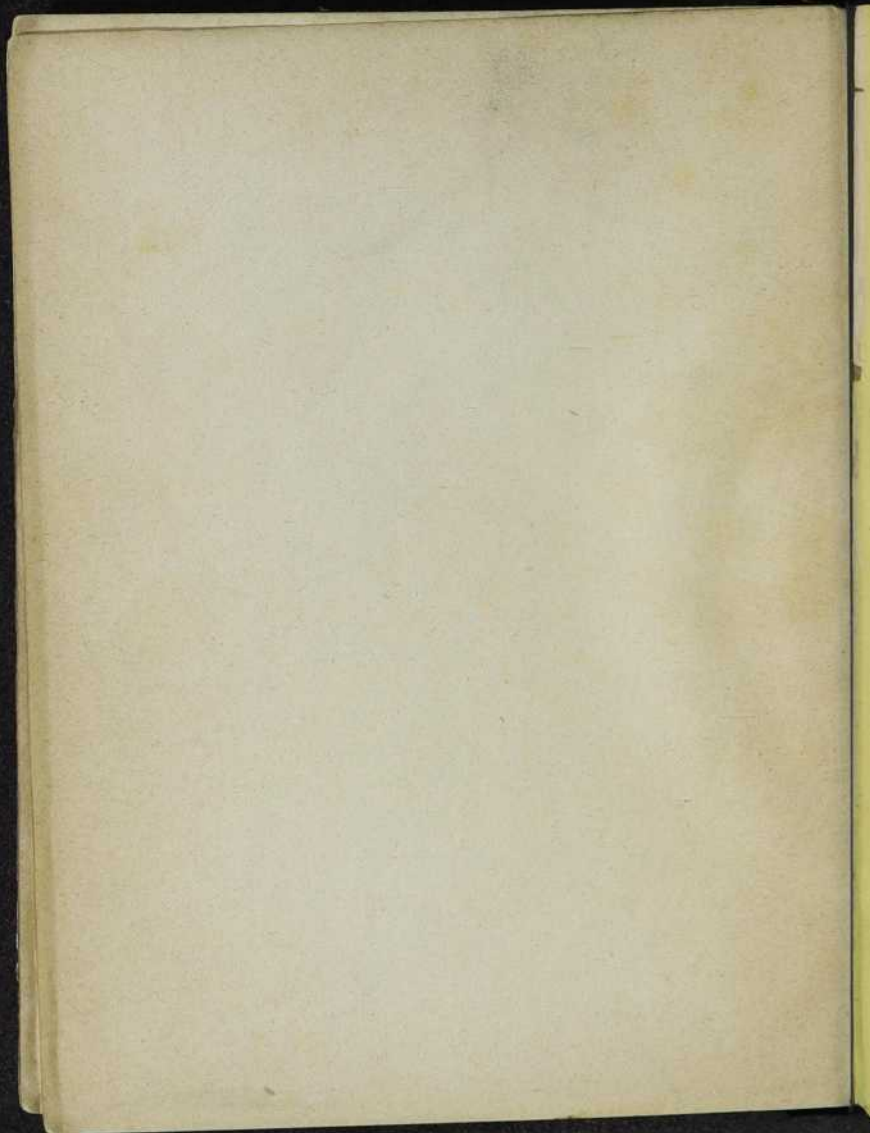
Wien 1877.

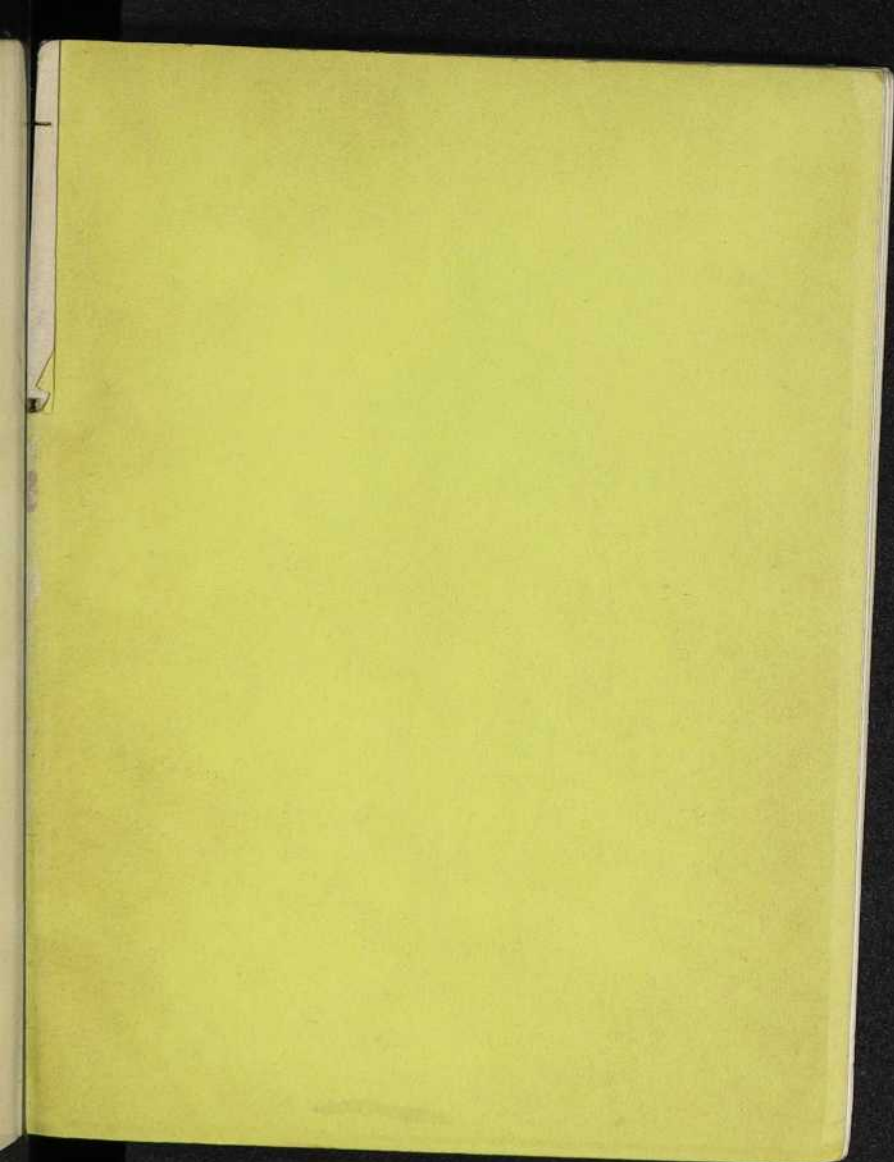
Im Selbstverlage der Herausgeber.

Druck von August Vorius in Wien.











Kaiser Joseph II.

11835

Blütenkranz.

Ein Büchlein
zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

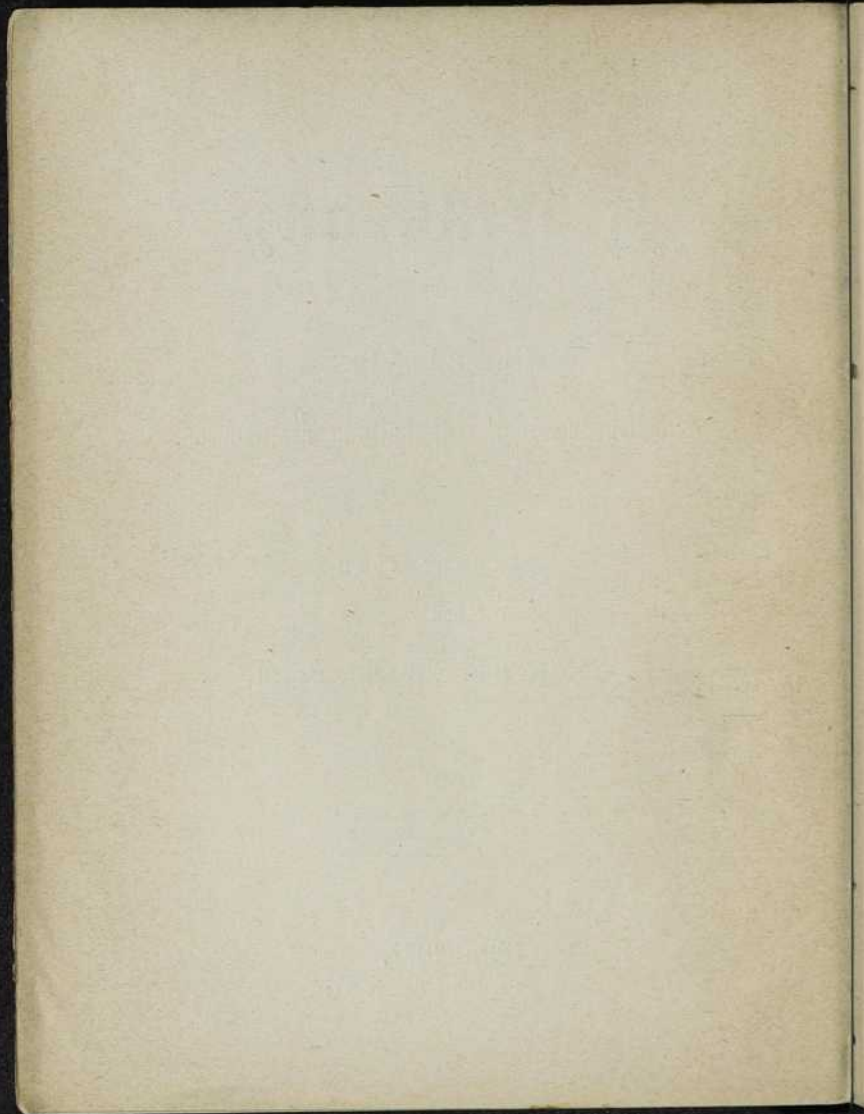
Herausgegeben

von

S. Heller und A. Chr. Vessen.

Wien 1877.

Druck von August Forst in Wien.

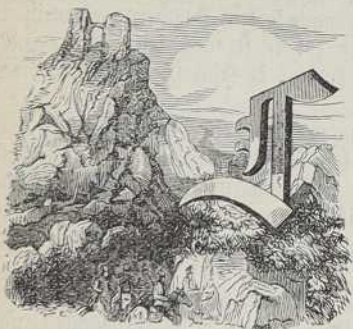


I n h a l t.

	Seite
Die Schloßjungfrau	1
Das alte Egypten	7
Nüthfel	12
Ein Gastmahl im Missionshause in Goldenlane	13
Nun rathet einmal	18
Das kleinste Säugethier	18
Hohe Herren	20
Herales (Hertules)	21
Prag	29
Ein giftiges Kraut	33
Christoph Bärner	33
Nüthfel	36
Million! Billion!	37
Das Gänseblümchen	39
Eine Dorfgeschichte	41
Das taube Mütterlein	49
Der Kulul	50
Die Zigeuner	51
Aus dem Leben Kaiser Joseph's II.	57
Ein treuer Hausfreund	61
Ein Held der Wissenschaft	62
Alexander der Große	69
Die Comanchen in Mexiko	73

Auflösungen der Räthsel.

- Seite 12: Kasuar. — Seite 13: Mailand. — Seite 18:
1. London. — 2. Moldau. — 3. Hamburg. — Hainburg. —
4. Weichsel. — 5. Regen. — 6. Wien — Wein. — 7. Oder —
Ob. — 8. Siam — Mais. — 9. Don. — Seite 36: 1. Der Spiegel.
— 2. Getreide. — 3. Wermuth. — 4. Heute. — 5. Kaff.
-



Die Schlossjungfrau.

andfarte heraus! Wenn du von Wien nach Prag reifest und von da weiter nach Dresden, Leipzig, Halle, und in letztgenannter Stadt aussteigst, so brauchst du nur einige Stunden zu Fuß zu wandern und du bist mitten im Harz, einem wald- und metallreichen Gebirge, dessen anmuthige Thäler von einem lustigen Völkchen bewohnt werden, das sich mit Holzschlagen, Kohlenbrennen u. s. w. beschäftigt, oder aber die in reichen Gruben enthaltenen Metalle zu Tage fördern hilft. Triffst du so einen lustigen Bergmann mitten unter seinen Genossen in der traulichen Wirthsstube, dann trinkt er dir wohl in seiner harten Mundart den hübschen Trinkspruch zu:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

Doch höre folgende Geschichte! Auf einem der Harzberge stand vor langer, langer Zeit eine Burg, in der ein Ritter, Namens Bodo, hauste. Der war ein gar lockerer Gesell. Kaum ließ sich auf der vorbeisührenden Straße ein Reisender erblicken, so sprengte Ritter Bodo mit seinen Man-

nen den Schloßberg hinab und ließ den erschrocknen Wanderer nicht eher weiter ziehen, als bis er ihm Hab und Gut abgenommen. Noch schlimmer ergieng es vorbeiziehenden Jungfrauen und Mädchen. Die mochten nach so sehr jammern und weinen, es half ihnen nichts, — er führte sie auf seine Burg und sperrte sie ein. Keine, die einmal in seine Gewalt gekommen, hat man je wieder gesehen.

Von diesen Frevelthaten hörte ein Zauberer, der tief im Harze in einer von dunklen Tannen umgebenen Felsenhöhle wohnte. Dieser Zauberer war ein mächtiger Mann; alle Kräfte der Natur waren ihm unterthan. Aber nur Gutes zu stiften, übte er seine Macht. Empört über die schändlichen Thaten des Ritters, hatte er beschlossen, diesen zu strafen.

Der Burg gegenüber in dem düsteren Tannenwalde verbarg er sich, um das Treiben Bodo's zu beobachten und ihn wo möglich auf frischer That zu ertappen. Er sollte nicht lange warten; denn eben kamen zwei Reiter in schlichter Kleidung die Straße herab. Es war dies ein Kaufmann, der nach Quedlinburg zu Markte gieng. Neben ihm her ritt seine Tochter Iduna, die der Vater, vor dem bösen Ritter gewarnt, klüglich in Mannskleider gesteckt hatte. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, er meinte deshalb ungesehen vorbeizukommen. Sollte er jedoch wider Erwarten doch erblickt und angehalten werden, so war ja seine Iduna durch die Verkleidung geschützt.

Doch hören wir, wie es weiter kam. Kaum erblickte sie der Burgwart von der Zinne des Thurmes, so stieß er in's Horn, daß es weithin durch das Thal erklang. Kurze Zeit darauf sprengten Reifige den Schloßberg herab, ihnen voran Ritter Bodo. Als Iduna die bewaffnete Schar herankommen sah, gerieth sie in große Angst, — ein Schrei, und sie

sank ohnmächtig vom Pferde. Ihre Kleidung war verrathen und schnell fielen die Räuber über sie her, um sie auf die Burg zu schleppen. Der arme Vater rang verzweifelt die Hände, auf die Knie fiel er vor dem Ritter, all' sein Vermögen bot er ihm an, er möge ihm nur seine einzige Tochter lassen.

„Mache, daß du fortkommst, alter Kauz, und danke Gott, daß ich dir's Leben lasse!“ Das war die rohe Antwort, die er dem bestürzten Vater gab, und fort sprengte er den Berg hinan, den alten Mann in seiner Verzweiflung lassend.

I d u n a war unterdes auf die Burg gebracht worden. Noch immer bewußtlos lag sie da, bleich und starr. Schmerz und Angst waren den unschuldvollen Zügen ihres Antlitzes aufgeprägt. Grinsend vor Freude über den herrlichen Fang stand der Räuber vor ihr, seine Blicke flogen über die schöne Gestalt des verkleideten Mädchens.

„Erwache!“ rief er ihr zu, „erwache!“ Und als er seine Hand ausstreckte nach ihr, um sie aufzurütteln aus ihrer Betäubung, — da plötzlich krachte es durch den weiten Raum der Burg wie Donner und Hagel, Blitze durchzuckten die Luft, die Erde bebte und ringsum rollten die Trümmer der zerstörten Burg über den Abhang des Berges hinab in die Tiefe. Die Erde öffnete sich und zog den Ritter B o d o sammt seinem Raubgesindel hinein in den tiefen Schlund und — leider auch die arme I d u n a.

Das hatte der Zauberer gethan. Der Blitz hatte den Ritter und seine Gefellen vernichtet. Friede kehrte wieder ein in den Harzgau und die Straßen belebten sich, denn ungefährdet konnte der reisende Kaufmann seines Weges ziehen. Das Flüsschen B o d e, das sich durch eines der anmuthigsten Thäler des Harzes dahinschlängelt, bis es sich in die S a a l e ergießt, bewahrt das Andenken an den Ritter B o d o.

Doch was geschah mit I d u n a? Unversehrt gelangte sie in das Innere des Berges, wo ihr der Zauberer eine herrliche Wohnung bereitet hat. Dann und wann vergönnt er der Schuldlosen, an das Tageslicht hervorzutreten und über Wiesen und in den Wäldern des Harzes zu wandeln. Viele Leute wollen sie gesehen haben, wie sie, einen Schlüsselbund an der Seite, einen Blumenstrauß in der Hand, im weißen Kleide langsam einhergieng. Man nennt sie allgemein die Schloßjungfrau und erzählt von ihr, daß sie die einen, mit denen sie zusammengetroffen, beschenkt, die anderen wieder gezüchtigt habe, je nachdem sie sich gegen sie benommen.

Einst hörte ein Mann aus der Umgegend von ihr. Die Begierde, etwas von ihren Schätzen zu erlangen, trieb ihn auf den Schloßberg. Hier setzte er sich auf einen Stein, der von der zerstörten Burg herrührte, und wartete, doch lange vergeblich. Als er endlich ungestüm rief: „Schloßjungfer, laß dich sehen!“ — da erschien sie plötzlich dicht neben ihm.

„Was willst du?“ fragte sie ihn im unfreundlichen Tone.

Der Mann war aufangs betroffen über ihr plötzliches Erscheinen, sammelte sich jedoch bald und bat sie freundlich grinsend, sie möge sich zu ihm setzen und ihm von ihrem Gold und ihren Edelsteinen etwas bringen. Dabei wollte er ganz vertraulich eines ihrer zarten weißen Händchen fassen. Doch die Schloßjungfrau wurde böse über solche Zudringlichkeit, nahm ihren Schlüsselbund von der Seite und schlug damit auf den Reden los, daß dieser erschrocken den Berg hinabeilte. Die blauen Flecken, die er davontrug, ließen in ihm nie wieder den Wunsch entstehen, die Schloßjungfrau zu sehen.

Ein andermal trieb ein Schäfer seine Herde auf den Berg. Friedlich weideten die über den Abhang zerstreuten Schafe und der Schäfer hatte sich hingestreckt auf den weichen

Rasen. Ein breiter Strohhut, nachlässig über sein Gesicht gedeckt, schützte ihn vor den brennend heißen Stralen der Sonne. Er dachte an nichts weniger als an die Schlossjungfrau, als diese auf einmal etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt stand. In der Hand hielt sie Blumen, die sie zu einem Strauße wand. Ohne sich zu rühren, lag er da; ihm pochte das Herz gewaltig, als er unterm Hute nach ihr hervorlugte. Da bemerkte er, wie ihren ordnenden Händen eine Blume entfiel. Rasch sprang er hinzu, hob sie auf und bescheiden einen Schritt zurücktretend, sagte er freundlich: „Jungferchen, Sie haben ein Blümchen verloren, hier ist's!“ und reichte ihr dasselbe.

Die Schlossjungfrau nahm es jedoch nicht, antwortete auch gar nichts, sondern winkte ihm, ihr zu folgen. Rasch entschlossen steckte er das Blümchen an seinen Hut und folgte ihr. An hundert Schritten waren sie so gegangen, da kamen sie zu einem Felsen. Der öffnete sich vor der schönen Jungfrau und sie gieng hinein. Dreist schritt der Schäfer hinterher und nun gieng's hinab, tiefer und immer tiefer in die dunkle Erde. An hundert Klaster waren sie schon hinabgekommen, da auf einmal ward es plötzlich hell und vor ihnen stand ein wundervoll gebautes Schloß mit zahlreichen hohen Thürmen und geziert mit Gold und Edelsteinen überreich. Wie erstaunte da der Schäfer, als er solche Pracht und Herrlichkeit sah! Und als er in die Zimmer trat und die herrlichen Schätze sah, womit dieselben angefüllt waren, Gold und Silber, blitzendes Gestein, köstliche Perlen und purpurglänzende Korallen, — da wollten ihm schier die Augen übergehen, so mächtig war der Eindruck, den der nie gesehene Glanz auf ihn machte.

Er sah sich nach der Schlossjungfrau um, doch die war verschwunden. Wozu hätte sie dich denn hergeführt? dachte er,

nahm seine Ledertasche, warf heraus, was darin war, und füllte sie mit Gold und Edelsteinen. Hierauf stopfte er sich alle Taschen seiner Kleider voll und als er keinen Ort mehr fand, wo etwas zu verwahren gewesen wäre, nahm er auch den Hut vom Kopfe und füllte ihn mit Kostbarkeiten. Hierbei entfiel ihm das Blümchen. Er war aber von der Gier, recht viele Schätze mitzunehmen, so erfüllt, daß er es nicht bemerkte. Da rief ihm aus einem Nebenzimmer eine Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Er hörte aber nicht auf die Stimme, sondern stürzte, bepackt wie er war, dem Ausgange zu. Noch einmal ließ sich die Stimme ängstlich und warnend vernehmen: „Ach, vergiß doch das Beste nicht!“ Doch ganz wirr vor Angst, seine Schätze wieder zu verlieren, stürmte er fort. Endlich erreichte er den Ausgang, kam ins Freie und trachend schloß sich hinter ihm die Felsenöffnung.

Erschöpft sank er auf den Rasen hin. Gierig blickte er nach seinen Schätzen, doch wehe! Was war das in seinem Hute? — gewöhnliche Kieselsteine! Er leerte seinen Ranzen und seine Taschen — nichts als werthloses Gestein enthielten sie.

Jetzt erst gedachte er der dunklen Mahnung; jetzt merkte er, daß er das Blümchen verloren. Vergebens wartete er bei dem Felsen, ob er sich nicht vielleicht wieder öffnen, oder ob nicht vielleicht die Schlossjungfrau wieder erscheinen werde, vergebens! Blümchen und Schätze waren weg.

Kommst du, junger Leser oder junge Leserin, einmal in den Harz und es erscheint dir glücklich die Schlossjungfrau und führt dich hinab zu ihren Schätzen, dann — hab' ja auf das Blümchen recht acht!

J. Ambros.

Das alte Egypten.

Egypten und der Nil — das sind zwei Begriffe, die gehören unzertrennlich zusammen. Ja man kann sagen, daß Egypten nichts weiter ist, als ein erweitertes Bett des Nil. Nachdem der Strom an der Südgrenze des Landes das Gebirge durchbrochen und dabei einen Wasserfall gebildet hat, wälzt er seine Fluten in einem mehr ruhigen Laufe dem Mittelmeere zu. Dabei hat er zur Rechten wie zur Linken eine nackte Bergkette. Bald treten sich diese Ketten näher und verengern das Stromthal, bald gehen sie weiter auseinander. Wo sie enden, spaltet sich der Strom in mehrere Arme, von denen jeder seinen eigenen Weg ins Meer nimmt. Die äußeren Nilarme bilden mit der zwischen ihnen liegenden Küstenlinie ein Dreieck, und da dieses Dreieck, vom Meere aus betrachtet, dem griechischen Buchstaben Delta (Δ) gleicht, so ward auch das Mündungsland des Nil als Delta bezeichnet. *)

Egypten war von jeher wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt. Aus der biblischen Geschichte ist bekannt, daß der Erzvater Jakob und seine Söhne während einer Theuerung zu den Getreideschätzen Egyptens ihre Zuflucht nehmen mußten. Bei den Römern hieß dieses Land die Kornkammer Afrikas. Und auch jetzt noch trägt der Boden Egyptens hundertfältige Frucht. Diese Fruchtbarkeit ist aber nur den Ueberschwemmungen des Nil zu danken. In jedem Frühjahr, wenn die tropischen Regen in Mittelasrika fallen, beginnt der Strom sich zu trüben und anzuschwellen. Er tritt dann aus seinem Bette

*) Mit dem Namen Delta bezeichnet man jetzt jede Strommündung, die durch Spaltung des Hauptflusses in mindestens zwei gesondert ins Meer fließende Arme entsteht.

und übersflutet das ganze Nilthal, so daß die Ortschaften inselartig aus dem Wasser hervorragen. Dabei wird natürlich der Boden des Landes durchfeuchtet. Er wird aber auch mit einer Schicht von fruchtbarem Erdreich, das der Strom auf seinem weiten Laufe lospülte und mit sich nahm und das sich jetzt bei ruhigerem Wasser lagert, bedeckt. Tritt nun der Nil wieder in sein Bett zurück, dann ist der Boden für die Saat bereitet. Der Bauer, in Egypten Fellah genannt, kann den Pflug sparen, denn der von ihm gestreute Same wird ohnehin wachsen und gedeihen.

Merkwürdig erscheint das Volk, das in längstvergangener Zeit Egypten bewohnte; eigenthümlich und fremdartig waren seine Einrichtungen, bewundernswerth seine Werke. — Die alten Egypter lebten in streng geschiedenen Ständen oder Kasten. Da gab es zunächst Priester; die waren Rathgeber der Könige, Richter des Volkes, Astronomen, Naturkundige und Wunderthäter. In den Augen des Volkes standen sie höher, als die Mitglieder irgend einer anderen Kaste, sie galten für Zauberer, alles fürchtete und ehrte sie. — Nach den Priestern kamen die Krieger. Diese bildeten kein stehendes Heer, sie bewohnten den Grund und Boden, der ihnen in abgesonderten Theilen des Landes angewiesen war. — Außerdem gab es Ackerbauer, Handwerker, Handelsleute, Schiffer und Hirten. Alle diese Kasten waren den Priestern und Kriegern dienstbar und sind von diesen, wie es scheint, hart bedrückt worden. Am traurigsten waren die Hirten daran, sie standen bei allen in Verachtung.

Göttlich verehrt wurden der Isis, der Osneumon, die Kaze: aus Dankbarkeit; das Krokodil: aus Furcht. Auch Sterne wurden angebetet. Am heiligsten war aber der Apis, ein schwarzer Ochse mit einem weißen

Fleck vor der Stirn. Diesem Thiere war zu Memphis ein eigener Palast erbaut, Priester bedienten ihn und reichten ihm ehrfurchtsvoll kniend das Futter. Starb er, so war große Trauer im Lande; fand man aber einen richtig gefärbten Apis wieder, so wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Die große Verehrung, welche die alten Egypter ihren Göttern zollten, spricht sich auch in der Zahl, Größe und Pracht der Tempel aus, die sie ihnen zu Ehren errichteten. Noch heute stehen in Egypten vierunddreißig solcher Tempel, von denen zwanzig so gut erhalten sind, als wären sie eben erst errichtet. Religiöse Bilder und heilige Sprüche bedecken die Wände dieser uralten Bauten, Zeichnungen, welche auf die Kenntniss der Gesteine deuten, schmücken ihre Vorhallen. Außer den Tempeln der Götter erhoben sich im Lande auch ungeheuerer Paläste für die Könige. Wunderbar sind in diesen Königshäusern, deren sich bis auf die Gegenwart fünf erhalten haben, die Gemälde, der Schmuck der Wände. Da sieht man Heere, welche Städte belagern, Flüsse überbrücken, Schlachten liefern und sonstige Kriegsthaten vollbringen. Daneben prangen Gruppen, welche theils mit dem Bau von Tempeln, Palästen, Pyramiden und Städten beschäftigt sind, theils dem Feldbau und anderen, friedlichen Beschäftigungen obliegen.

Die Sorgfalt, welche Göttern und Königen erwiesen, die Huldigung, die denselben dargebracht wurde, ward auch den Todten zu Theil. Hatte ein Egypter sein Leben vollbracht, so ward der Leichnam zur Abwehr der Verwesung einbalsamirt. Gehirn und Eingeweide wurden entfernt, die leere Schädelhöhle wie auch der Leib mit Spezereien ausgefüllt, darnach ward der Körper dreißig Tage lang mit Cederröl gesalbt, dann siebenzig Tage lang in Salpeter gelegt, endlich

gewaschen, mit Binden von weißer Leinwand umwunden und endlich mit Gummi und anderen Salben bestrichen. Den also einbalsamierten Todten legte man in einen Sarg, der oben die Gestalt des Kopfes hatte, zog über das Gesicht eine Kappe, auf welche die Züge des Verstorbenen schön, oft mit Gold, gemalt wurden, und setzte den Leichnam hierauf in der Todtenkammer bei. Bei dem ernstesten Sinne des Volkes kam es jedoch auch vor, daß einzelne Familien ihre Todten bei sich behielten und mit ihnen Umgang pflogen. Man holte sie dann wohl bei Gastmählern herein, setzte sie in die Reihe der Gäste und legte ihnen wie den andern vor. Dabei mahnte man sich gegenseitig an den Tod, indem man auf die Leichname wies und sich zurief: „Iss, trink und sei fröhlich, aber bedenke, daß du bald sein wirst wie dieser.“ — Starb ein Armer, so ward die Einbalsamierung freilich nicht in der beschriebenen Weise vorgenommen; man legte den Leichnam in einem solchen Falle nur in Salz und unwickelte ihn dann nach einiger Zeit mit Binden.

Auf die Beisetzung in den unterirdischen Todtenstädten hatten nur diejenigen Anspruch, die in ihrem Leben nichts Böses thaten. War daher jemand gestorben, so trat ein Todtengericht zusammen, bei welchem Kläger und Vertheidiger auftreten konnten. Keine Schande galt für so groß, als die Verweigerung des ehrenvollen Begräbnisses. Wenn ein König gestorben war, so legte das ganze Volk Trauer an, die Tempel wurden alsdann geschlossen, und durch 72 Tage ward im ganzen Lande kein Laut der Freude gehört. Nach Ablauf der Trauer und nach Bereitung der Königs-Mumie, zog das Volk zu dem Grabmale, welches dem entschlafenen Herrscher eigens bereitet worden war. Am Eingange desselben ward sodann die Königsleiche aufgestellt, ein

Priester hielt eine, die Tugenden und Großthaten des Verstorbenen preisende Rede, die das Volk, wenn der Abgeschiedene gut regiert hatt, mit Beifall begleitete. Nach laut gewordenem Beifall erklärten 42 Geschworne den König der Ehren des Begräbnisses würdig und die Beisetzung fand statt.

Die Wohlhabenderen, welche wie im Leben so auch im Tode eine besondere Stellung einnehmen wollten, ließen sich eigene Erbbegräbnisse in den Felsen aushauen und diese Räume oft auf das prächtigste mit Bildhauerarbeiten und Malereien ausschmücken. Derartige Begräbniskammern finden sich in zahlloser Menge an der ganzen libyschen Bergseite des Niltalles. Man unterscheidet unter denselben noch heute die sorgfältig gearbeiteten stolzen Königskammern, welche ihre Stelle an einer Felschlucht haben, die sich wohl eine Stunde weit nach Westen in die Wüste einkrümmt.

Die gewaltigsten Werke, welche die alten Egypter der Nachwelt hinterlassen haben, sind die Obeliskten und Pyramiden. Die Obeliskten sind viereckige, nach oben spitz zulaufende Säulen, die ohne das Fußgestell 5 bis 25 Fuß ins Geviert messen und eine Höhe von 50 bis 180 Fuß erreichen. Merkwürdig ist, daß jede dieser gewaltigen Säulen aus einem einzigen Granitblock besteht, der auf eine uns unerklärliche Weise aus den Felsen Oberegyptens herausgehauen und gehoben worden ist. Auf ihren fein polierten Seitenflächen sind die Obeliskten mit Bild- oder Hieroglyphenschrift bedeckt. Höher noch als die Obeliskten ragen die Pyramiden empor. Es sind ihrer im Ganzen noch 40 vorhanden, von denen eine 500 Fuß hoch ist. Die Pyramiden sind viereckige, aus Kalksteinen und ohne Mörtel hergestellte Gebäude, inwendig voller Gänge und Kammern und mit genau nach den vier Himmelsgegenden gerichteten Seiten. Von einer breiten

Grundfläche, deren Seiten bei einer von ihnen über 700 Fuß messen, laufen sie nach oben immer schmaler zu und endigen in eine glatte Decke. Welchem Zwecke die Pyramiden gedient haben, ist unbekannt. Muthmaßlich waren sie zur Aufnahme von Todten bestimmt.

Wunderbar sind endlich auch die Ueberreste, welche sich von der altenegyptischen Stadt Theben erhalten haben. Dieselben liegen am Nil bei den Dörfern Luxor und Karnak. Man denke sich eine Allee von riesenhaften, über 14 Fuß langen steinernen Sphingen (Thierleiber mit Menschenköpfen), jede auf hohem Fußgestell, und diese Allee 6000 Fuß lang, so daß auf jeder Seite 300 Bilder aufgestellt waren, man denke sich dieses und man hat das Bild, das bei Betrachtung der Ruinen von Luxor und Karnak dem Reisenden aufgeht. Die Sphingallee — von der nur zwei Thiergestalten noch erhalten sind — führte zu einer Gruppe von Tempeln und Palästen, welche vermuthlich die Burg der Pharaonen bildeten. Säulengruppen, Thierbilder, Thore, Höfe und Gemächer sind zum Theil noch vorhanden und geben mit ihren Hieroglyphen Auskunft über längstvergangene Dinge.

Das ist in großen Zügen Aegypten, Land und Volk sind für uns noch ein Räthsel und Wunder sonder gleichen.
Zessen.

R ä t h s e l.

1.

Die beiden ersten sind — doch übersehet gleich —
Ein Fall vom Fall, die dritte nennt im Reich
der Vögel den, der als ihr König gilt. So ist
das Ganz' ein Vogel auch und von den Vögeln mißt

nicht leicht ein andrer sich mit ihm, bezüglich dessen, wozu den Maßstab nur man braucht, um es zu messen. Doch, was den Geist betrifft, so will man ihn nicht loben und sicher hat er hoch sich niemals noch erhoben.

2.

Die erste wurde oft von Dichtermund besungen,
die zweite, weit gefas't, ist von dem Meer umschlungen,
das Ganze wäre für ein paradiesisch Reich
ein Name, für ein Reich, wo duftig stets und weich
die Lüfte weh'n, doch ist es nur in Wirklichkeit
der Name einer Stadt, berühmt aus alter Zeit,
die aus der Asche sich von neuem stolz erhoben,
die gegenwärtig noch die Reisenden beloben,
in der sich bietet zu bewunderungsvoller Schau
ein mächtig steigender und reich gezielter Bau.

Heinrich Deinhardt.

Ein Gastmahl im Missionshause in Goldenlane.

London, die Hauptstadt des brittischen Reiches, mit ihren Millionen Einwohnern und einem Labyrinth von Straßen und Häusern, besitzt neben dem unermesslichen Reichthum und Luxus eine so massenhaft dahin flutende Armut, ein so schreckliches Elend, wie es Wien wohl kaum ahnen kann.

Dieses Elend erzeugt das Verbrechen in seinen schrecklichsten Gestalten; ganze Stadttheile sind der Wohnsitz desselben.

Inmitten dieser Höhlen des Verbrechens und der Trunkenheit hatte vor acht Jahren ein einzelner Mann ohne

jede fremde Beihilfe den Muth, einen Kreuzzug der Reformation zu beginnen, welcher den Grund zu dem heutigen Missionshaus von Goldenlane legte. Hebung der Moral, Eindämmung der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums und des Lebens, ist das edle Ziel, das der Stifter dieser Anstalt, Mr. F. Drsm an, ein Geschäftsmann, der seinem Erwerbe unermüdlich obliegt und seine freien Stunden hier dem Dienste der Humanität widmet, sich gestellt hat.

Hier werden von Zeit zu Zeit Gratis-Mahlzeiten gegeben, um die Armen herbeizuziehen und dann durch Ermahnungen auf sie einzuwirken.

Die Gäste sind Bettler und Vagabunden, und leider auch verwahrloste Kinder aus den Logirhäusern rings umher. Das Glockenzeichen lud soeben zu einer solchen Versammlung. Es wurde armen Kindern desselben Stadttheiles eine Mahlzeit auf Grund wohlthätiger Sammlungen gegeben. Dies geschieht dort ebenfalls zeitweise, um die glücklichen Kleinen für gute Lehren empfänglicher zu machen.

Ach, ich werde diese kleine, wilde, trogige, elende, traurige und lustige Horde mein Lebtag nicht vergessen! Es waren darunter wirklich halbnackte Kinder, wankend vor Frost und Hunger. Ein Erwachsener wäre einem solchen Zustande sicher erlegen, die Jugend hat eine erhöhte Lebenskraft. Ich habe in Ungarn nackte Zigeunerknaben gesehen, die sich im Schnee so fröhlich wälzten, als wären die Schneefrischlinge Eiderdunen; der Londoner Straßenjunge thut es einem „Gipsy“ *) vollkommen gleich.

Wer an täglich regelmäßige und reichliche Mahlzeiten gewöhnt ist, kann sich von dem Heißhunger der verlotterten

*) Sprich: Tschipfi, so werden die Zigeuner in England genannt.

Jugend von Goldenlane wohl kaum eine erschöpfende Vorstellung machen; das ist die Gier eines hungerigen Schakals, wo nicht die eines jungen Wolfes.

Ein warmes Essen und so viel, als sie hinunterbringen können, das ist ein Gedanke, bei dem sie aufschreien vor Gier und unbändiger Lust. Das ist mehr als ein Christabend den Kindern wohlhabender Familien.

Eine Woche lang wird der Gegenstand besprochen vorher und oft länger nachher. Das Interesse dafür kommt aus den untersten Tiefen der kleinen leeren Mägen, es zuckt und zittert in allen Muskeln und Nerven. Endlich ist die Morgenschule eines Tages aus und es wird ihnen gesagt, daß sie nach Hause laufen können, um ihr Kochgeschirr zu holen. Alle Glascheiben an den Fenstern, wo welche vorhanden sind, zittern bei dem Geschrei, das diese Jugend ausstößt.

An dem Tage, als die Kindermahlzeit stattfand, handelte es sich um ein Mahl von Irish strew (irländisches Dampffleisch) und die Zahl der erwarteten Gäste war auf 300 veranschlagt. Tischtücher, Teller, Löffel, ja auch nur Tische waren in der großen Halle nicht vorhanden. Der Fond des Instituts verträgt noch keinen solchen Luxus.

Der würdige Gastgeber hatte, nachdem das Essen fertig war, von dem dafür eingesammelten Gelde keinen Schilling mehr übrig. Jeder Penny, den er während der harten Jahreszeit eingesammelt, muß etwas Genießbares in die Kochtöpfe liefern. Jedenfalls hätte eine gutgedeckte Tafel einen freundlicheren Anblick gewährt, und Mr. Drsman meinte auch: er hoffe bald in die Lage zu kommen, eine solche herzustellen.

Mit Schlag 1 Uhr Mittags kamen die Kinder in Scharen, ihre Augen zwinkerten vor Freude und Erwartung,

und die jungen Nasen sogten den Dufst des „strew“ gierig ein, der aus der Küche in den großen Saal drang. Die meisten dieser Kinder waren sehr schlecht beschuht. Viele ganz barfüßig trotz Eis und Schnee auf den Straßen, ihre unbedeckten Arme und Beine blau vor Kälte. Bald war der Saal voll, der Thüreingang förmlich blockiert und außen drängten neue Scharen herbei.

Ich zweifelte an Mr. Drsman's Aeußerung, daß für Alle genug da sei, und noch mehr. Und fürchterlich müßte das Gegentheil gewesen sein, wenn auch nur ein Duzend der armen Kleinen, welche gewiß die letzte Nacht vom irischen strew geträumt, deren Lippen nach trockenem Brote zitterten, hätten mit unerfüllten Hoffnungen heimkehren müssen. Mir war es, als wenn viele dieser Kinder so etwas nicht überleben könnten. Ich fürchtete, sie würden wenigstens in Ohnmacht fallen und immer noch die leere Schale festhalten. Aber alle erhielten Speise in ihr Geschirr. Und in was für Geschirr!

Ich habe nie eine trübseligere Sammlung von dergleichen gesehen. Da waren große und kleine Krüge ohne Henkel, theilweise zerbrochen, Milchkannen, allerlei Bratpfannen, Suppentöpfe, Waschschüsseln von Zinn oder Eisenblech, Bierwirts-kannen, Reste von Ziervasen und Blumengeschirre, unten am Boden mit Wachs verschlossen, kurz Allerlei.

Und alle Altersklassen waren vertreten von dem zwölfjährigen Jungen oder Mädchen bis zu dem sechsmonatlichen Baby *) auf dem Arme. Scharen von „Babies“ unter zwei Jahren wurden von Brüdern und Schwestern getragen.

Eine Familie lenkte besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Vor ungefähr vierzehn Tagen starb eine Frau nahe

*) Sprich: Bebi, kleines Kind.

Goldenslane. Sie hinterließ sechs kleine Kinder, einen Knaben von zwölf Jahren und ein Mädchen von neun darunter, letzteres ein liebliches, geduldiges, aufmerksames, kleines Wesen, welches jetzt für die andern Kleinen die Mutter vorstellte. Sie brachte diese zu der Mahlzeit und das mütterlose vier Monate alte Baby trug sie auf ihren fleischlosen Armen. Da auf den Bänken kein Platz mehr war, setzte sich die neunjährige Pflegerin ihrer Angehörigen mit diesen auf den Fußboden und vertheilte den irischen „strew“ mit der Miene einer verständigen Matrone.

Die älteren Kinder saßen aber auf den Galerien mit ihren Gefäßen zwischen den Knien und mit gebückten Schultern, und ihre Gesichter glühten unter der Einwirkung des Speisendampfes und von dem Eifer beim Blasen der heißen Speisen. Aufwärter waren keine da, nur ein Lehrer gieng umher, mit zugeknöpftem Rocke und aufgestülpten Ärmeln, und entsprach einer wahrhaft herkulischen Aufgabe mit menschenfreundlichem Sinne, indem er die leeren Schalen immer zusammensuchte und sie gefüllt ihrern Eignern zurückbrachte. Das geschah mit einer Schnelligkeit und so viel gutem Humor, daß die Herzen der älteren Knaben sichtlich freudig davon berührt wurden.

Diese Hunderte essender Kinder in einer Fülle von Lumpen waren ein seltsamer Anblick, fast die Meisten saßen auf dem Boden, die Hände mußten statt der Gabeln, die Zähne statt der Messer dienen. Manche verschütteten von der Speise auf den Boden, aber sofort warfen sie sich wie Hunde auf die Nester, um sie aufzulecken und so ihrem Verdauungs-Apparate zurückzugewinnen. Aber nie hat „Irish strew“ in Porzellan und Silber einem Millionär der regentstreet besser geschmeckt.

Die allgemeine Befriedigung drückte sich auch schließlich in einem lauten Kirchengesange aus, den die junge gesättigte Schar anstimmte, von dem guten menschenfreundlichen Missionär von Goldenlane dabei auf einem Harmonium begleitet.
F. A. Christian.

Nun rathet einmal!

1. Welche Stadt hat das Ende in der Mitte?
2. Welcher Fluß hat mit einem Lande Europa's gleichen Namen?
3. Welche Stadt Deutschlands wird durch Zufügung eines Punktes zu einer kleinern in Oesterreich?
4. Welcher Fluß ist zugleich eine geschätzte Frucht?
5. Welcher Fluß wird verkehrt genommen zum Namen eines Menschen?
6. Welche Stadt wird durch Versetzung eines Buchstabens zum Getränke?
7. Welche Flüsse sind zugleich Bindewörter?
8. Welches Küstenland Asiens wird rückwärts gelesen zur Frucht?
9. Welcher Fluß ist zugleich ein spanischer Herr?

A. J. Grun.

Das kleinste Säugethier.

Wenn Großlein allein schon Ruhm oder Verdienst wäre, wie es Großsprecher gern glauben machen wollen, dann müßte die etruskische Spigmas über das Schicksal klagen, daß sie nicht größer als ein Maitäfer, nicht schwerer als 36 Gran geworden ist. Doch fällt es ihr nicht ein, un-

zufrieden zu sein mit dem ihr beschiedenen Theil; es mag ihr genügen, mit dem riesigen Elephanten das warme Blut und die vier Füße und mit dem Tieger den Blutdurst gemein zu haben. Wie der Löwe auf den Rücken der Giraffe sich schwingt und in die Muskeln des Genickes gierig seine Zähne schlägt, und nicht abläßt, bis sie lautlos und ohnmächtig hinsinkt; so schwingt sich unser Zwerg auf den Rücken des kleinen unerfahrenen Feldmäuschens, das in seine Nähe kommt. Mag es auch, vom Schmerz getrieben, unermüdet dahin rennen; der Räuber hat sich in seinem Nacken fest gebissen und läßt nicht ab, bis es todt hinsinkt. Dann wird die Beute verzehrt und nichts als das leere Fell bleibt übrig. — Doch ist warmblütige Kost nicht das alltägliche Mahl der etrurischen Spitzmaus; sie muß meistens mit Kerbthieren fürlieb nehmen, und ihnen, wie alle Spitzmäuse, nachgraben, und da sie sehr viel vertragen kann, so nützt sie sehr durch Vertilgung dieser schädlichen Thiere. Dem Hunger und der Kälte erliegt sie in der kürzesten Zeit; auch wird sie von Eulen und Wieselrn sehr verfolgt.

Ihre Heimat sind die Länder am Mittelmeere, wo sie in Feldern und Gärten sich aufhält. Sie hat bräunlichgrauen, am Bauche lichteren Pelz und einen zolllangen Schwanz; an Lippen und Füßchen trägt sie weißliche Haare. Sie lebt ungesellig und in ewiger Fehde mit ihresgleichen. Treffen sich zwei Spitzmäuse, so wird gekämpft auf Leben und Tod, Mann gegen Mann. Der Unterliegende wird verzehrt.

Brunner.

Hohe Herren.

Naaman, der Bey von Constantine, ließ den strengen Befehl ergehen, niemand dürfe nach Sonnenuntergang durch die Stadt gehen. Ob es blos Laune war, oder nicht, genug der Bey erließ den Befehl und setzte sogar die Todesstrafe auf die Vernachlässigung desselben. Der Caid-dar, der Polizeihauptmann, hatte die Verpflichtung, in eigener Person sich zu überzeugen, ob der hohe Befehl respektiert werde.

Auf einem seiner Rundgänge traf er drei junge Männer, die lustig dahinschleuderten im milden Schein der Sterne. Der Caid-dar wollte sie packen und in Gewahrsam schleppen lassen, doch die nächtlichen Wanderer, die sehr vornehm gekleidet waren, verbaten sich dies und riefen: „Weißt du auch, wer wir sind?“ Der Erste sprach: „Ich bin der Sohn dessen, vor dem alle das Haupt beugen.“ Der Zweite: „Ich bin der Sohn dessen, welcher die Menschen nährt.“ Der Dritte: „Ich bin der Sohn dessen, der die Menschen tränkt.“

Dem Caid-dar wurde ganz unheimlich zu Muth. Wie leicht hätte er gegen diese vornehmen Fremdlinge sich vergessen! Das konnten nur Prinzen mächtiger Herrscher sein und nun schwankte der Mann zwischen Pflicht und Furcht. Die jungen Männer erboten sich aber freiwillig in den Palast des Caid-dar zu folgen, dort zu übernachten und morgen von dem Bey selbst den Richterspruch zu vernehmen. Nun gieng es hoch her, die jungen Leute verbrachten den größten Theil der Nacht bei einem Gelage, das der geängstigte Caid bereiten ließ und bei dem er die Fremdlinge selbst bediente.

Vor dem Bey wiederholten die jungen Männer ihre gestrige Rede. Der Bey gab ihnen lächelnd die Freiheit. „Warum hast du die drei Fremden freigegeben?“ fragte neu-

gierig der Caid-dar. „Gewiß sind es Söhne mächtiger Fürsten, ich erkannte das auf den ersten Blick und hätte sie auch ohne jene geheimnisvollen Worte ihrem Range gemäß behandelt.“

„Nein, nicht weil sie von hoher Abstammung, sondern weil sie klüger sind als mein Caid-dar, schenke ich ihnen das Leben. Wisse, der Erste, vor dessen Vater sich die Menschen beugen, ist der Sohn eines Barbiers; der Zweite, dessen Vater die Menschen nährt, ist der Sohn eines Bäckers; der Dritte, dessen Vater die Menschen trinkt, der Sohn eines Wasserträgers.“

Und so war es auch.

Armin.

Herakles (Herkules).

Die Herkulesage stellt uns die rohe sinnliche Kraft dar, die in ihrer Ausschreitung alles zerstört, während sie, in die rechte Bahn geleitet, des Herrlichste vollbringt.

Herakles, der Sohn des Götterkönigs Zeus und der irdischen Königin Alkmene, wurde vom Könige Amphitrion aufgezogen. Die Gemahlin des Zeus, die Göttin Hera, hasste das Kind und suchte es zu verderben. Als es einst in der Wiege lag, schlichen sich, von Hera gesendet, 2 Schlangen zu dem Lager des göttlichen Knaben, seinen Leib zu umschlingen. Die Wärterinnen entflohen mit entsetzlichem Geschrei, Herakles aber erfaßte die zwei Ungethüme und zerriss sie, wie dünne Fäden. Als sein Pflegevater mit mächtigem Schwerte bewaffnet nahte, zeigte ihm der lächelnde Knabe die getödteten Schlangen. Voll stummer Bewunderung stand Amphitrion vor dem Heldenkinde: in ihm erwachte die Ahnung, das Kind sei zu dem Herrlichsten berufen.

Tiresias, ein Seher, verkündete dem Pflegevater, Herakles werde einst die Welt mit seinem Ruhme erfüllen und die Menschen von vielen Uebeln befreien, unter denen sie jetzt noch schmachten.

Der göttlichen Sendung gemäß, die der Knabe einst erfüllen sollte, wurde er in allem unterwiesen, was Geist und Körper bildet. In allen Uebungen des Leibes machte er so große Fortschritte, daß es die allgemeine Bewunderung erregte und seine Lehrer sich bald von ihm übertroffen sahen. Galt es aber geistiger Bildung, vor allem der Kunst, den Willen und die Leidenschaft zu besiegen, da wollte Herakles sich nicht dazu verstehen.

Er sollte das Saitenspiel erlernen; da aber für ihn das wilde Tosen des Kampfspieles die schönste Musik und seiner überschäumenden Kraft das zarte Saitenspiel zuwider war, machte er keine sonderlichen Fortschritte. Als sein Lehrer Linos ihm Vorwürfe darüber machte, gerieth er in solch' feurigen Zorn, daß er dem Linos die Zither an den Kopf warf und ihn durch den Wurf tödtete. Nun ergriff ihn bittere Reue und die Heimat ward ihm verleidet; sein Pflegevater sandte ihn daher nach Tirijus, wo er Hirte sein sollte. Einsam wandelte er dahin, der Ferne zu. Da kam er an einen Ort, wo zwei Wege sich schieden; der eine führte nach rechts, der andere nach links. Unentschlossen, welchen er betreten sollte, sah er zwei weibliche Gestalten sich ihm nahen. Sie waren beide von göttlichem Aussehen, und dennoch so sehr verschieden in ihrem Wesen. Die eine von strahlender Schönheit hatte ein verlockendes Auge, das im Uebermuth und Leichtsinne funkelte und Herakles mächtig anzog. „Folge mir!“ rief sie mit süßschmeichelnder Stimme, „der Weg, den ich dich führe, ist reich an Blumen, an tausend Freuden und Genüssen. Das Ende hat wohl Dorneu, doch sie

liegen so ferne, so ferne!" Die andere Gestalt, lieblich anzusehen, wenn auch nicht von so bestrickender Schönheit wie die erste, Bescheidenheit im Wesen, milder Glanz im Auge, rief: „Folge mir, o Jüngling! der Weg, den ich dich führe, ist wohl Anfangs voll Dornen, Mühen und Kämpfen, doch am Ende lächelt dir das Glück, der Ruhm und die Unsterblichkeit.“ Herakles schloß sich der zweiten Gestalt an und widerstand, sich selbst zu überwinden, den Verlockungen ihrer Gefährtin.

Er wandte seinen Schritt nach Theben. Die Umgebung dieser blühenden Stadt wurde von einem ungeheuren Löwen vorwüstet, dem Menschen und Thiere zum Opfer fielen. Der König von Theben, Theseus, bat Herakles, das Land von dem verderbenbringenden Thiere zu befreien. Herakles, hoch erfreut, eine Gelegenheit zur Erprobung seiner Kraft gefunden zu haben, suchte den Löwen auf, überwand ihn, und schlang dessen Fell um seine Schulter, während die Kopfhaut des Thieres ihm zum Helme diente. Stolz als ein König, den Purpur und Krone schmückten, kehrte er nach Theben zurück. Unterwegs begegneten ihm die Abgesandten des Königs Erginus, der die Minyer beherrschte, sie sollten von Theben Tribut fordern; Herakles flammte in leicht erregbarem Zorn auf, als er hörte, welchen Zweck die Sendung der Männer hatte und befahl ihnen, sogleich umzukehren, denn er werde es nicht dulden, daß Theben sich durch einen Tribut erniedrige. Als die Abgesandten hohnlächelnd weiter giengen, fiel Herakles über sie her, schnitt ihnen Nasen und Ohren ab, band ihnen die Hände auf den Rücken und sagte: „Das ist der Tribut, den ihr euerem Könige bringet!" Nun zog Erginus gegen Theben zu Felde, die seinen Abgesandten angethane Schmach zu rächen; doch er wurde von dem Heer der Thebaner, an deren Spitze Herakles stand, völlig geschlagen. Erginus selbst fiel in die

Hand des Heroen, und die Minner wurden nun der Stadt Theben tributpflichtig. Im Triumpf zog Herakles in die Stadt. Menschen und Götter wetteiferten, den Helden auszuzeichnen. Thespius gab ihm die Hand seiner Tochter Megara; Hermes, der Götterbote, schenkte ihm ein herrliches Schwert, Apollo, der Sonnengott, der Schützer der Jünglinge, ein Geßhoß, Athene, die stets kampferüstete weise Rathgeberin im Krieg und Frieden, ein prachtvolles Gewand, selbst der hinkende Hephästos, der im Vulkane für Götter und Helden Waffen und Rüstungen schmiedet, brachte ihm einen goldenen Harnisch als Ehrengabe dar.

Nur die Göttin Hera erfüllte all' das Herrliche, das der Heros vollbracht, mit Ingrimm. Sie verwirrte seinen Verstand, so daß er in Raserei versiel und in diesem Zustande seine eigenen Kinder tödtete. Erst als das Schreckliche geschehen, zerriss die Göttin den Schleier des Wahnsinns, der seine Seele verdunkelte, und seine Unthat erfüllte ihn mit Entsetzen. Voll unsäglichen Schmerzes wanderte er zum Drakel von Delphi, um es zu befragen, wodurch er entzühnt werden könne. Das Drakel begrüßte ihn zum ersten Male mit dem Namen Herakles, d. i. Ruhmerwerber und trug ihm auf, nach Mycene zum Könige Eurystheus zu gehen. Dort solle er auf das Geheiß des Königs 12 Arbeiten vollbringen, die ihn von seiner schweren Schuld reinigen sollten.

Von dem herrlichen Namen, welchen ihm die Gottheit verliehen, entzückt, trat er mit neuem Lebensmuth in freudiger Erwartung des Ruhmwürdigen, das seiner zu vollbringen harrete, seine Wanderung an. Er bat den König Eurystheus demüthig, zu bestimmen, was er leisten solle; er werde sich in allem seinem Willen beugen. Der König befahl ihm als erste That, einen Löwen zu tödten, der in einem Walde bei

Nemea sich aufhielt. Nachdem Herakles lange vergeblich nach dem Thiere gespäht, fand er es endlich und suchte es durch die Pfeile zu tödten, die ihm Apollo geschenkt. Aber der Löwe schleuderte die Pfeile von sich, denn durch ein Geschoss konnte das Thier nicht erlegt werden. Nun schwang der Held seine furchtbare Keule über den Löwen, der schon von dem ersten Schlage machtlos zusammensank. Aber nach wenigen Augenblicken erhob er sich wieder, die letzte Kraft in wilder Wuth vereinend, um sich auf den Feind zu werfen. Nun faßte Herakles das Thier an der Kehle, und hielt es so lange fest, bis es erstickt dahinsank. Mit Entsetzen hörte der König, daß Herakles sich mit seiner Beute dem Schlosse nahe, diese überirdische Kraft schloß ihm Grauen ein und er wollte ihn durch ein zweites Wagestück dem sichern Verderben weihen. Daher trug er ihm auf, die lernäische Hyder zu erlegen. Das war eine ungeheurere Wasserschlange mit neun Köpfen, welche der Schrecken des ganzen Landes war. Als sich Herakles ihr nahte, bäumte sich das Unthier in seiner entfeglichen Gestalt auf, und kaum hatte Herakles einen Kopf mit seinem Schwerte abgehauen, als statt des einen zwei erwachsen. Schnell entschlossen rief er seinem treuen Gefährten Iolaus zu, mit einem Feuerbrande die Stelle auszubrennen, wo er einen Kopf abschlage. Es geschah und kein Kopf wuchs mehr nach. Nachdem er noch in das Blut des Ungethümes seine Pfeile getaucht hatte, kehrte er zurück. Nun trug ihm der König auf, die schnellfüßige cerynische Hirschkuh einzufangen. Diese hatte ein goldenes Geweih und durfte, der Göttin Artemis geweiht, nicht getödtet werden. Erst nachdem er ein ganzes Jahr lang umhergeirrt, gelang es ihm, das Thier zu lähmen und einzufangen.

In einem schneebedeckten, waldigen Gebirge hauste ein

wilder Eber, der in die Wohnungen und Saaten der Menschen einbrechend, überall Verwüstungen anrichtete. Diesen sollte Herakles nach Mycene bringen. Auch dies gelang dem Helden. Auf dem Rücken schleppte er den Eber zu dem Könige Eurystheus, der sich vor Schrecken in ein Faß verkroch.

Eine der schwersten Arbeiten, die Herakles zu vollbringen hatte, war folgende: König Augias von Elis hatte einen Stall, in dem 3000 Rinder standen und welcher schon seit 30 Jahren nicht gereinigt worden war. Diesen Stall in einem Tage zu säubern, war die Aufgabe des Herakles. Er leitete einen Strom durch den Stall und in einem Tage war die Arbeit vollbracht. Dann tödtete er die stymphalischen Vögel, welche eherner Füße und Schnäbel hatten und die ihre eigenen Federn als todbringende Pfeile niedersandten. Er fieng einen gewaltigen Stier, der vom Meere aufgestiegen, alles verheerte; bezwang die feuerschnaubenden Rosse, welche der König Diomedes mit dem Fleische geopferter Fremdlinge füttern mußte. Auch die bis dahin unbefiegte Amazonenkönigin Hippolyte wurde von ihm bezwungen.

Auf einer Insel weit im Meere wohnte ein Riese mit 2 Leibern und ungeheurer Kraft, Geryones war sein Name. Er hatte rothhaarige Stiere von solcher Schönheit, daß sie in Griechenland allgemein berühmt waren. Diese Stiere zu besitzen, war des Königs innigster Wunsch und Herakles sollte sie herbeischaffen. Auf seiner Reise kam der Heros an die Stelle, wo Afrika und Europa durch eine Meerenge geschieden sind. Damals waren aber noch beide Welttheile durch Felsen verbunden, Herakles trennte das Gestein und stellte auf beiden Seiten der jetzt frei dahindrausenden Meeresflut je einen Felsen auf, die nach dieser That die Säulen des Herakles genannt wurden. Glückliche gelangte er auf die ferne Insel,

tödtete den Riesen und führte die Stiere weg. Inzwischen hatte Eurystheus eine neue Arbeit erdonnen. Zu ihm war die Kunde gedrungen, daß am Ende der Welt ein Garten liege, dessen Bäume goldene Äpfel tragen. Der Garten werde aber von einem Drachen, mit hundert Köpfen, hundert Kehlen und hundert verschiedenartigen Stimmen bewacht. Aus diesem Garten sollte Herakles goldene Äpfel holen. Am Kaufasus angekommen, fand er den Titanen Prometheus. Dieser war von dem Götterkönig Zeus an einen Felsen geschnitten worden, und täglich kam ein gieriger Geier, an seiner Leber zu nagen. Schon Jahrhunderte lang duldete Prometheus die entsetzlichsten Qualen, die ihm der Herrscher im Götterreiche zur Strafe auferlegt, weil er das himmlische Feuer aus dem Aether gestohlen und den Menschen auf die Erde gebracht hatte. Herakles erlegte den Geier durch einen Pfeilschuß und löste die schweren Fesseln des Gequälten. Prometheus gab ihm zum Danke den weisen Rath, dem Titanen Atlas, der die Weltkugel auf seinen Schultern zu tragen hatte, seine Last auf einige Zeit abzunehmen und ihn nach dem Garten, in dem die goldenen Äpfel wuchsen, zu senden, weil nur Atlas allein den Weg dahin wisse. Herakles folgte dem Rathe des weisen Prometheus, und nach einiger Zeit erhielt er wirklich die gewünschte Frucht aus den Händen des Atlas.

Das Reich der Unterwelt, welches die Göttin Hades beherrschte, wurde vom Höllenhunde, dem dreiköpfigen Cerberus bewacht. Dieses Ungeheuer in die Oberwelt zu bringen, war die zwölfte und letzte Arbeit des Helden. Als er es zu Eurystheus bracht, erschrak der König so heftig, daß er todt umfiel.

Nach diesen furchtbaren Prüfungen hoffte Herakles den

Zorn der Göttin Hera versöhnt zu haben. Aber er erwachte mit neuer Macht. Wieder umnachtete sie seinen Geist, und von Wahnsinn erfaßt, entweichte er das dem Gotte Apollo geweihte Heiligthum zu Delphi und beraubte es seiner köstlichsten Geschmeide. Diesen Frevel zu sühnen, mußte er drei Jahre lang der Königin Ophale als Sklave dienen. Er, der göttliche Held einem launigen Weibe! Inzwischen starb seine Gemalin und er bewarb sich um die Hand der schönen Deinaria. Ehe er sie sein nennen konnte, mußte er einen furchtbaren Kampf mit einem Flussgotte, namens Achelaus, bestehen, der auch um das Mädchen warb und den er endlich besiegte. Er zog nun mit seiner Gemalin in seine Heimat. An dem Flusse Euneas angelangt, traf er den Centauren Nessus, der sich anbot, um Lohn die junge Gattin auf seinem Rücken hinüber zu tragen. Als der Centaur das jenseitige Ufer erreicht hatte, umschlang er die schöne Deinaria und wollte mit ihr entfliehen. Der durch den Fluss watende Herakles sandte ihm einen seiner vergifteten Pfeile nach, der den Ungetreuen durchbohrte. Sterbend sprach Nessus zu der Gemalin des Herakles: „Nimm hier von meinem Blute und bewahre es sorgsam auf. Wenn dir dein Gatte einst untreu zu werden droht, bestreiche sein Gewand inwendig mit meinem Blute, es wird ihn für immer unauflöslich an dich fesseln.“

Die Gelegenheit zur Erprobung des wunderthätigen Blutes sollte bald kommen. Herakles brachte einst unter anderer Siegesbeute auch eine schöne Sklavin mit in sein Haus. Die Sklavin erregte die Eifersucht der Deinaria so, daß sie sogleich dem Rathe des Nessus folgend, die Kleider ihres Mannes mit dem verhängnisvollen Blute bestrich. Kaum aber hatte Herakles das Gewand am Leibe, als ein nie gefühlter Schmerz durch seine Glieder zuckte, wie glühendes

Erz rollte es durch seine Adern und sein Wehgeschrei erfüllte Höhe und Thal. Als Deınaria die furchtbare Qual ihres geliebten Gemales sah, tödtete sie sich selbst.

Heraclēs ließ einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er, seine Qual zu enden, sich dem Feuertode übergab. Sein Riesenleib zerfiel in Staub, sein unsterblich Theil stieg auf Flammenflügeln zum Olymp empor. Er wurde von der Nachwelt als Halbgott verehrt.

Seller.

Prag.

Prag, seiner romantischen Lage und seiner vielen über Kirchen und Klöster ragenden Thürme wegen das deutsche Rom genannt, wird in vier Stadttheile: in die Altstadt, die Neustadt, den Gradschin und die Kleinseite eingetheilt. Die beiden ersten liegen an dem rechten, die zwei letzteren am linken Ufer der Moldau. Die Stadttheile an beiden Ufern sind durch zwei imposante Brücken verbunden, durch die steinerne und durch die Kettenbrücke. Die steinerne Brücke ist ein alter, ehrwürdiger Bau, welcher unter der Regierung Kaiser Karl des IV. im Jahre 1358 begonnen, aber erst im Anfange des 16. Jahrhunderts vollendet wurde. Auf 16 Bogen ruht sie und streckt sich 40 Fuß in die Breite, 1790 Fuß in die Länge. Ihre Pfeiler sind mit 28 Statuen geschmückt, die ernst dastehen mitten in dem tosenden Gewoge zahlloser Wägen, Karren, Reiter und Fußgänger, welche die Brücke Tag und Nacht passiren. Diese Standbilder sind aus demselben Stoffe gebildet wie die Brücke, aus Sandstein, und an den meisten sind schon die Spuren des alles benagenden Zahnes der Zeit zu erkennen, nur eine ist aus Bronze gegossen. Sie stellt den heiligen Johannes von Nepomuk vor, den Wenzel der Faule

in die Moldau stürzen ließ. Auf beiden Seiten ist die Brücke durch alte Thürme geschlossen, die ehemals zur Vertheidigung dienten.

Ist eine der Brücken überschritten, so gelangt man von der Kleinseite zu einer mit stolzen Palästen und Kirchen gekrönten Anhöhe, dem Gradschin. Wer hier an der steinernen Brustwehr gelehnt, seinen Blick hinshweifen läßt über die Stadt, wenn der helle Sonnenglanz die Thürme verklärt, die stolzen Dächer der Paläste vergoldet, das saftige Grün der Gärten mit mildem Schimmer überzieht, zu seinen Füßen das imposante Häusermeer, das sich da auflöst, dort verdichtet, durchströmt von der Moldau blauen Fluten, eingehüllt in heiliges Schweigen, da das Getöse des Verkehrs nicht bis herauf zu dringen vermag: der wird einen Eindruck mit sich nehmen, der noch als Erinnerung entzündet.

Auf dem Gradschin erhebt sich die kaiserliche Burg, die 612 Zimmer enthält, worunter der Huldigungsaal, der 85 Schritte lang, durch seine Schönheit besonders hervorragt, dem der sogenannte spanische Saal, mit Säulen und Kronleuchtern reich verziert, würdig zur Seite steht.

Geschichtlich merkwürdig ist die einstige Landstube, aus deren Fenstern am 23. Mai 1618 die beiden kaiserlichen Statthalter Marwinie und Slavata sammt ihrem Schreiber Fabricius auf Vorschlag des protestantischen Freiherrn Wilhelm von Ruppa in den Graben hinabgestürzt wurden, weil man sie als die Urheber jener Verfolgung bezeichnete, welche damals die Protestanten zu erdulden hatten. Der Fenstersturz zu Prag war bekanntlich der Anfang des schrecklichen Krieges, der 30 Jahre lang Deutschlands gesegnete Fluren verheerte. Besonders merkwürdig ist die Metropolitankirche zu St. Veit, deren Bau fast gleichzeitig mit dem Kölner Dome begonnen

wurde und die in ihrem Innern reich geschmückt ist mit herrlichen Denk- und Grabmalern, Bildern u. s. w. Nahe beim Gradschin steht die berühmte Loretokirche mit reicher Schatzkammer, deren kostbarstes Kleinod die mit 6666 Diamanten geschmückte Monstranz bildet.

Kehren wir auf die Kleinseite zurück; hier hat der Adel Palast an Palast gereiht. Unter ihnen ist der Wallensteinische bemerkenswerth, der ganz so erhalten ist, wie ihn der von dem Dichturfürsten Schiller verherrlichte Held des 30jährigen Krieges, Albrecht Herzog von Friedland, erbaute und bewohnte. Man zeigt noch das Pferd, welches Wallenstein in der Schlacht bei Lützen ritt und das jetzt ausgestopft zu sehen ist.

Zwischen den beiden Brücken, der steinernen und der Kettenbrücke, dehnt sich der Franzens-Quai aus, den das 70 Fuß hohe Franzensdenkmal schmückt. Es ist im gothischen Styl erbaut und zeigt die erzene Reiterstatue des Kaisers von 40 Sinnbildern in Sandstein umgeben. Vom Franzens-Quai eröffnet sich ein prachtvoller Ausblick auf die Kleinseite und den Gradschin. Neben der steinernen Brücke steht ein altes, düsteres Gebäude, das Karolinum, die erste Universität in Deutschland, von Kaiser Karl IV. nach dem Muster der Pariser Hochschule errichtet.

Auf dem alten Ring, am rechten Ufer der Moldau, steht die alte Hussitenkirche, Teinkirche genannt, ein aus dem 14. Jahrhunderte stammendes, reich verziertes Gotteshaus, das die Grabmale des berühmten Astronomen Tycho de Brahe und der Slavenapostel Cyrill und Method birgt. Gegenüber erhebt sich das neue Rathhaus, vom alten steht noch ein Portal mit einem kunstreichen Uhrwerk. In der Nähe befindet sich auch der sogenannte Pulverthurm, ein im schönsten gothischen

Stylle errichtetes Bauwerk, eine Art Triumphbogen, ein Mittelding zwischen Thurm und Haus.

Einen eigenthümlichen Reiz für jene, die ernstern Dingen nicht scheu aus dem Wege gehen, bietet der alte jüdische Friedhof, der nun seit 100 Jahren nicht mehr gebraucht wird. Hier steht Grabstein auf Grabstein mit verwitterten hebräischen Inschriften versehen. Sträucher mit lebendigem Grün, üppig wuchernde Moose drängen sich hier mitten hinein in das Reich der Todten, das in seinen Ruinen das Herz mit ehrfurchtsvollem Schauer durchbebt. Von den neun Synagogen zeichnet sich besonders die Altneuschule aus, ein düsteres Gebäude, das aus dem 13. Jahrhunderte stammt.

Unter den zahlreichen Orten, wo die Natur, von der Kunst unterstützt, den Stadtbewohnern nach des Tages Müh' und Arbeit ein Ruheplätzchen bereitet hat, verdienen besonders die Hasenburg, die Färber- und Schützeninsel hervorgehoben zu werden. Die erstere, hoch oben auf dem Laurenziberg gelegen, bietet einen Rundblick von so malerischer Schönheit, daß man stundenlange sich an dem Bilde zu laben vermag. Die Färberinsel, mitten in der Stadt gelegen, wird von den Pragern gern besucht; ein palaisähnliches Gasthaus, Anlagen aller Art befriedigen alle Ansprüche der Großstädter, und die Natur entfaltet besonders in einem großartigen Strombilde seine Reize.

Die Schützeninsel hat ihren Namen von ihrer Bestimmung, ist wohl nicht so glänzend wie die Färberinsel, aber dennoch gut besucht.

Der Baumgarten, eine halbe Stunde hinter dem Dome gelegen, mahnt lebhaft an den Wiener Prater, den er an schönen Aussichten übertrifft.

S. Roth.

Ein giftiges Kraut.

Draußen steht es einsam auf einem Schutthaufen am Wege, das Kraut, und wenn es noch so üppig seine Blüte entfaltet, es lockt doch nur höchstens ein unvernünftiges Kind, es zu brechen und für eine Blume halten.

Wer es kennt, flieht es, und mit Recht; denn giftig ist es von der weißlichen Wurzel, die der Rübe ähnelt, bis zu der trichterförmigen, ungleich geschnittenen Blüte, die von blaßgelber Farbe mit schwärzlichen Adern zierlich bemalt ist. Bilsenkraut nennt man es, auch Nieskraut. Sein Stengel wird 1 bis 2 Fuß hoch, die Blätter sind dick, lanzettförmig ausgebuchtet. Vorzüglich giftig sind Wurzel und Samen, letzteren verwechseln die Kinder nicht selten mit Mohnsamen, knacken ihn auf und müssen es gar schrecklich büßen. Schwindel, furchterliche Träume, Wahnsinn, ja der Tod sind oft die Folgen eines solchen Genusses.

Christoph Bärner.

Es war im Sommer des Jahres 1677 und ein heißer Tag; da sagte Meister Niemer, ein ehrbarer Schuhmacher in Berlin, zu seinem Lehrburschen Christoph, der erst vor Kurzem aufgenommen war: „Mach' schnell, Junge, hol' uns vier Kannen Bernauer Bier!“ Hierbei übergab er ihm eine große Flasche mit zinnerner Schraube nebst dem nöthigen Geld und setzte sich wieder zur Arbeit. Niemand bemerkte, daß der Bursche etwas erstaunt dareinschaute, zugleich aber ein Freudenchein in seine Wangen und Augen stieg, daß er erst noch zögerte, als ob er noch eine Frage thun wolle und sich dann still auf den Weg machte. Sehr verwundert und ärgerlich

aber waren Meister und Gesellen, als Viertelstunde um Viertelstunde vergieng, ohne daß der Bursche mit der ersehnten Flasche zurückgekommen wäre. Der durstige Meister schickte endlich einen zweiten Boten nach Bier; als aber Tag und Nacht vorüber waren und sich immer noch kein Christoph sehen ließ, da meinten Alle, er sei mit dem Gelde und der Flasche durchgegangen, und die Einen sagten, das hätten sie dem Christoph nicht zugetraut, die Anderen aber, es sei ihnen schon lange so vorgekommen, als wenn er etwas im Schilde führe. —

Unterdessen war Christoph zum Thore hinaus und dem Städtchen Bernau zugewandert. Da wohnten seine braven Eltern, die ihn nach Berlin in die Lehre gebracht hatten, damit er ein recht feiner Schuhmacher werde, und er freute sich herzlich darauf, sie zu überraschen und wiederzusehen. Daß ihn sein Meister vier Meilen — denn so weit liegt Bernau von Berlin — um Bier geschickt und zwar so ganz kurzweg und ohne seinen Vater grüßen zu lassen, war ihm allerdings sonderbar vorgekommen; er hatte sich aber gesagt, daß der Meister überhaupt nicht viele Worte mache, und daß es dem, der zufällig einen Lehrling aus Bernau zum Laufen habe, leicht beifallen könne, zur Abwechslung von dem vortrefflichen Bernauer Biere trinken zu wollen. Daß dieses Erzeugnis seiner Heimat versandt werde und auch im Berliner Rathskeller zu haben sei, war dem jungen Bernauer unbekannt.

Die Eltern Christophs wunderten sich, als sie ihn plötzlich vor sich sahen und als er ihnen seinen Auftrag mittheilte; die Mutter bedauerte ihn auch, daß er in der Hitze einen so weiten Weg habe machen müssen, der Vater indessen meinte, dem Meister sei es nicht zu verdenken, wenn er einmal Bernauer Bier von der Quelle haben wolle und die Wanderung

könne dem Burschen nicht schaden: er möge sich nur ordentlich ausruhen und dann frühzeitig auf die Beine machen. So geschah es auch; der Vater aber begleitete seinen Sohn bis zwei Meilen und trug ihm bis zum Abschiede die volle Flasche. Ziemlich müde und froh, das Ziel erreicht zu haben, schritt Christoph gegen Mittag durch Berlin und dem Hause seines Meisters zu, als ihm zufällig sein Mitzelebrursche begegnete. „Na,“ sagte dieser, „du wirst den Knierrücken zu kosten bekommen, daß du zeitlebens daran denkst. Da du nicht wiederkamst, hat der durstige Meister mich nach dem Bernauer geschickt und jetzt erwartet er dich gar nicht mehr, denn wir Alle meinten, daß du durchgegangen seiest.“ Der Zelebrursche gieng weiter, Christoph aber setzte den Weg nicht fort, sondern blieb erst einige Minuten stehen und kehrte dann um. Der Gedanke an den Knierrücken und an den Spott im Hause war ihm unerträglich und er sagte zu sich selbst: da man mich für durchgegangen hält, so soll's dabei bleiben und ich will in die weite Welt, aber einen Beleg für meine Ehrlichkeit zurücklassen. — Vor dem Thore angekommen, sah er sich nach einem guten, leicht zu findenden Verstecke um, vergrub seine Flasche und wanderte, seinen gesunden Gliedern und dem Glücke vertrauend, südwärts.

Mehr als sechzehn Jahre waren vergangen, da trat eines Tages ein stattlicher österreichischer Offizier in die Werkstatt des Meisters Niemer. Dieser erhob sich und fragte höflich, was der Herr begehre; der Offizier aber sagte: „Ei, Meister, Ihr kennt mich nicht mehr? Ich komme zwar spät zurück, aber ich komme doch, und auch die Flasche mit dem Bernauer denke ich Euch zu übergeben. Ich bin der Christoph aus Bernau.“ Als der Meister von seinem Erstaunen ein wenig zu sich gekommen war, lud ihn der Offizier ein, mit

vor das Thor zu gehen; hier suchte er das Versteck der Flasche auf, fand sie wohlbehalten vor und überreichte sie dem Meister. Auch das Bier war unverloren; es hatte sich, oben mit einer dicken Haut belegt, gut erhalten und wurde nun mit einer gewissen Andacht getrunken.

Christoph Bärner war bei seiner ziellosen Wanderung und nach mancherlei Abenteuern in die Dienste eines österreichischen Artillerieoffiziers gekommen und später in dessen Regiment eingetreten. In den Türkentriegen unter Prinz Eugen zeichnete er sich aus und brachte es endlich bis zum Hauptmann. Als solcher machte er seiner Heimat und dem Meister Niemer den erzählten Besuch. Er blieb indessen nicht immer Hauptmann, sondern erhob sich, da er bei großer Bravheit ein ungewöhnliches Talent besaß und die Gunst des Prinzen Eugen erwarb, in verhältnismäßig kurzer Zeit bis zum General und wurde nach dem Entfuge Turins Generalfeldzeugmeister. Eugen nannte ihn fortgesetzt seinen „braven Konstabler“ und zog ihn gern in seine Gesellschaft. Seine Jugendgeschichte zu erzählen, stand Bärner, wo er dazu veranlaßt wurde, niemals an.

H. Deinhardt.

R ä t h s e l.

1. So treu wie ich kann nie der Künstler malen;
mein Werk entsteht in einem Nu;
doch Farben nehm' ich nicht dazu,
ich brauche nur des Lichtes Stralen.
2. Ich steige aus der Erde Nacht
an's Licht empor in stiller Pracht,

mein golden Haupt, es wieget sich
 in blauer Luft so wonniglich.
 Gefällt vom scharfgeschliff'nem Stahl
 erdulde ich die schwerste Qual,
 und ob ich still auch ächzen mag,
 mich trifft gar mancher harte Schlag.
 Bald reibet mich ein schwerer Stein
 zu einem weißen Pulver fein
 und manchen ledern Bissen schafft
 zuletzt aus mir des Feuers Kraft.

3. Die Erste meiner Silben fragt,
 die Zweite mach dich unverzagt,
 und das sehr bitt're Ganze
 ist heilsam dir als Pflanze.
4. Sagt heute, wenn ihr's wißt,
 was morgen gestern ist!
5. Feuer stirbt durch Wasserflut,
 mich setzt Wasser erst in Blut.

Million! Billion!

Wie oft und wie schnell hat Mancher schon die Zahl
 Million, ja selbst Billion ausgesprochen, ohne zu be-
 denken, mit welchen Zahlengrößen man es eigentlich zu
 thun hat.

Wir wollen dies mit Beispielen näher beleuchten:

Der Kurort Franzensbad (im nordwestlichen Böhmen) hat bereits über 100 Nummern. Wohl gibt es große Häuser dabei, die allein über 50 Zimmer an Kurgäste vermietthen können; weil es deren aber auch kleinere gibt, so wollen wir für jedes Haus nur 10 Zimmer im Durchschnitte annehmen und brächten somit im Ganzen die Summe von eintausend schönen Zimmern zur Aufnahme der Fremden zusammen.

Wenn in jedem Zimmer 10 Tische stünden, und auf jedem 100 fl. in Einer-Banknoten aufgezehlt wären, so dürfte jeder beim Eintreten in ein solches Zimmer über die Menge des Geldes staunen — und doch befänden sich in einem Zimmer nur 1000 fl. und in allen 1000 angegebenen Zimmern des Kurortes erst eine Million Gulden.

Soll eine Million einzelne Gulden aufgezehlt werden, so müßte man fleißig und gewandt sein, um in jeder Sekunde 1 fl. oder in einer Minute 60 fl. aufzuzählen; man würde nach täglich also thätig zugebrachten 10 Stunden geistig und körperlich ermüdet sein, und noch bedürfte man für 1,000.000 fl. nahe einen Monat (eigentlich $27\frac{7}{100}$ Tage).

Große Summen werden freilich mit Tausender-Banknoten schnell gezählt, und wenn in Silber zahlbar, in gleichen Münzsorten gewogen.

Wenn wir erst die Reijenzahl Billion (das ist tausend mal tausend Millionen = 1,000.000,000.000) näher ins Auge fassen wollen, so dürfte folgende Rechnungsfrage uns über deren Größe mehr Aufschluß geben: „Wenn eine Billion kleiner Glasperlen, deren jede nur eine Linie stark ist (wo 12 Stück die Länge eines Zolles ausmachen, und bekanntlich 12 Zoll = 1 Schuh, 6 Schuh = 1 Klafter sind) an einem Faden nahe aneinander gereiht wären, wie viel mal könnte man die

Erde damit umschlingen, da auf 1 Meile 4000 Klafter, auf den Umkreis unserer Erde 5400 Meilen gerechnet werden?

Folgende Ziffern mögen uns dies genau, und zwar bis auf Dezimalstellen (= Zehntel) berechnet, angeben:

1 000 000 000 000	Linien: 12 =
83 333 333 333 ³ / ₁₀	Zoll: 12 =
6 944 444 444 ⁴ / ₁₀	Schuh: 6 =
1 157 407 407 ⁵ / ₁₀	Klaftern: 4000 =
289 351 ⁸⁶ / ₁₀₀	Meilen: 5400 =
53 ⁵⁸ / ₁₀₀	Umkreis der Erde.

Die Erde könnte daher mit dieser Perlenkette etwas über $53\frac{1}{2}$ mal umkreist werden. Da man trotz Eisenbahnen und Dampfschiffen immer noch zwei Jahre zur Umreise bedarf, so wäre hiezu ein Lebensalter von 107 Jahren nöthig.

Das Gänseblümchen.

Die Vögel zogen hinaus auf die blühende Flur, unter den holdsten Kindern der Mutter Erde, unter den Blumen, sich jeder eine Freundin zu suchen. Die Nachtigall flog hin zum Rosenstrauch, der reich geschmückt mit schwellenden Knospen, mit entfalteten Blumen prangte und rief mit süßflötender Stimme: „Rose! du Königin im Blumenreich, die du entspringen bist dem liebevollen Sonnenblick des himmlischen Vaters, du, deren Balsamduft das Herz berauscht mit unbegrenzter Wonne, die kein Lied auszutönen, kein Wort auszusprechen vermag, o, beglücke mich mit deiner Freundschaft! Wenn bei der Sterne mildem Scheine die Engel niedersteigen auf die Erde, dann will ich in ihnen mit meinem schönsten Liede die heiße

Sehnsucht nach dir wecken, und von leichten Flügeln getragen, werden sie dich umschweben, deine geschlossenen Augen küssen, daß sie sich doppelt schön dem jungen Tageslicht erschließen!" Und die Rose neigte die vor Freude sanft geröthete Wange der holden Sängerin zu, und flüsterte: „Du sollst meine Freundin sein, du, in derer Brust der süßeste Wohlklang schlummert, du und kein anderer Vogel.“ Und sie küßten sich und träumten mit einander von kommenden Tagen voll Sonnenschein, von einer schönen Zukunft voll heiteren Glücks.

Die Lerche flog hin zum bescheidenen Veilchen und sprach: „Willst du meine Freundin sein? Wir haben unser Heim nahe an der Erde Mutterbrust, und wie mein Gesang emporsteigt in die Lüfte, steigt dein süßer Wohlgeruch zum blauen Himmelzelt. Ich will der Sonne erzählen von deiner bescheidenen Schönheit, daß ihr voller Liebesblick dein Kleid male mit des Himmels reinstem Blau, und dein Herzchen mit dem hellsten Gold!“ Und das Veilchen neigte bescheiden das Köpfchen und sprach: „Lange schon hat mich dein Lied beglückt, wer so aus vollem Herzen den Schöpfer zu loben vermag, ist wahrer Freundschaft wert. Ja, ich will stets deine Freundin sein, in trüben und sonnigen Tagen.“

So hatten alle Blumen der Flur Freunde und Freundinnen erworben. Nur ein Blümchen auf kurzem Stengel, um sein goldgelbes Köpfchen wand sich ein silberweißer Kranz, war unbeachtet geblieben. Wohl hatte es so manchem vorüberfliegenden Vogel zugewinkt, aber keiner hatte es auch nur eines Blickes gewürdigt. Thränen traten dem Blümchen in die Augen, in sich verjunken, merkte es kaum, daß sich ihm endlich doch ein Vogel nahte, viel größer als die übrigen, mit breitem Schnabel, mit gelbem Kleid, unsicher einhertrabend; „Ei, ei,“ rief er, „du bist ja so gelb wie ich und der Kranz, der dich

umschlingt, ist so hell und weiß wie meine liebe Mutter daheim. Es scheint, als hätte dich das Musikantenvolk verschmäht. Die hochmüthigen Narren! Willst du meine Freundin werden, so soll's mich herzlich freuen, kann ich dein Lob auch nicht nach Noten singen, so will ich's schnattern, so laut, daß mich niemand überhört." Unter Thränen lächelnd schmiegte das Blümchen sein Köpfschen an die Brust des neuen Freundes und sprach: „Du gefällst mir wohl, ja ich will dir meine treue Freundschaft bis in den Tod bewahren.“ „Weißt du auch, wen du zum Freunde erwählt?“ riefen die umstehenden Blumen ihrem Schwesterchen zu. „Ein Gänschen.“ Und „ein Gänschen!“ kicherte es rings im Kreise und wollte kein Ende nehmen. „Also ein Gänseblümchen!“ rief eine giftige Brennnessel, und mußte sich vor Lachen beide Seiten halten. „Gänseblümchen! Gänseblümchen!“ rief's ringsumher und „Gänseblümchen“ heißt das Blümchen noch heute.

Eine Dorfgeschichte.

An einem milden Juniabend gieng es auf dem Dorfplatze recht lustig zu. In der Krone des alten, reich belaubten Eichenbaumes, der den Platz beschattete, saß ein Duzend fröhlicher Jungen; der eine hielt einen Stock an die Lippen und ahmte der Flöte nach; der andere quetschte seinen Hut nach allen Seiten wie einen Dudelsack zusammen und ersetzte die quikenden und brummenden Töne durch sein eigenes Mundwerk; ein dritter strich mit einem Zweige über den ausgestreckten linken Arm, als bearbeitete er eine Geige, und so hatte sich jeder sein Instrument gewählt und spielte es so gut es eben möglich war. Unter dem Baume auf dem schwellenden

Nasen tanzten Knaben und Mädchen einen wilden Reigen nach den Klängen der Musik, und ihr Sauchzen und Jubeln drang weit hinaus in die feierliche Abendstille. Vom Himmel blickte der erste Stern lächelnd auf die liebliche Gruppe. Da nahte sich ein bleicher Knabe, er mochte zwölf Jahre zählen, zögernden Schrittes, und schüchtern fragte er: „Kinder, darf ich mitspielen?“

Der Ringeltanz hielt inne, alle blickten den armen Knaben an. Da trat ein Junge mit frechem Angesicht vor und rief: „Mit dem Sohne eines Diebes spielen ehrlicher Leute Kinder nicht!“ Wie ein Vöglein, das sich zum fröhlichen Fluge erhebt, von des Jägers Pfeil getroffen zurücksinkt, so taumelte der arme Knabe vor den boshaften Worten zurück und wußte kaum, wie er sich entfernen sollte. Schweigend standen die Kinder umher. Nur ein Mädchen mit langen blonden Zöpfen, des Schulzen Töchterlein, stellte sich dem boshaften Jungen entgegen und rief: „Schämst du dich nicht, du gottloser Bub', den Martl zu beschimpfen, der tausendmal braver ist, als du, du Thunichtgut. Mein Vater sagt's oft: „Der Martl ist nun ein Waisenkind“; gelt ja, dazu gehört eine große Kunst, solch' ein armes Kind, das keine Annehmer hat auf Erden, zu beschimpfen! Ihr solltet euch alle eine Ehre daraus machen, wenn der Martl mit euch spielen will. Der Herr Lehrer sagt ja immer, der Martl ist der beste Schüler, den er je gehabt, und der Herr Lehrer ist schon ein alter Mann, er sagt, aus dem Martl kann noch was Großes werden und ich glaub's auch, und ein rechter Narr wär' er, der Martl, wenn er sich aus deinen Schimpfreden was machen möcht! Wär ich ein Bub', ich hätt' dir deinen gottlosen Mund zugesiegelt, das glaub mir nur! Komm', Martl,“ rief das hocherglühte Mädchen, „spielen wir miteinander!“ Die Kinder giengen Hand in Hand

der bunten Wiese zu. „Schau dir nur das schöne Blumwerk an, Martl, komm, wir wollen's pflücken und einen hübschen Kranz daraus binden.“

Der Knabe stand aber noch immer wie träumend da, seine Gedanken waren fern von der blumigen Wiese in einer düstern Zelle mit Eisenstangen vergittert. Annele, so hieß das Mädchen, warf einen wehmüthigen Blick auf den armen Gespielen, sprang hinaus auf den buntbeblühten Plan, und kehrte bald mit einer reichen Blumenlast zurück. Schnell war ein herrlicher Kranz fertig. Sie setzte ihn auf des Knaben Haupt. „Ei, wie dir das gut steht, Martl!“ rief sie und klatzte freudig in die Hände. „Weißt du, wie du jetzt aussiehst? Wie der heilige Aloisius in der Kirche, und der muß auch einmal ein so braver Schüler gewesen sein, wie du, umsonst wäre er doch nicht Studentenpatron.“ Martl lächelte, aber dieses Lächeln war ein schmerzliches. Mit einem dankbaren Blick drückte er dem Mädchen die Hand und sagte: „Ich will nun heim gehen.“ Heim? fragte der Knabe sich selbst, habe ich denn ein Heim? „Ich geh' mit dir Martl“, sagte Annele. Die Kinder wanderten durch die Nacht, die bereits angebrochen war, schweigend dahin. Ihre Herzen waren so voll trauriger Gedanken. Sie kamen in's Dorf, dessen stattlichster Hof weißschimmernd durch die Nacht von einer mäßigen Anhöhe herabblitzte. Es war des reichen Schulzen Gehöfte, Annele war daheim. „Gute Nacht!“ sagte sie, „schlaf gesund, Martl, und hol' mich morgen früh zur Schule ab.“ „Gute Nacht!“ rief der Knabe, „gute Nacht!“ und blickte der Entschwindenden sinnend nach.

So stand er noch, als sich das schwere Eichthor des Hofes knarrend öffnete und schloß und würde noch lange so dagestanden sein. Da fühlte er eine Hand auf seiner

Schulter. Er kehrte sich erschrocken um. Hinter ihm stand ein altes Weib, das ihn freundlich anlächelte, im ganzen Dorf nannte man es die krumme Grete. „Hast denn ganz vergessen, Martl, daß ich dich zu einer Abendsuppe eingeladen habe,“ sprach sanft die Alte. „Sie wird schier schon kalt sein, ich hab’ auf dich gewartet und noch keinen Löffel davon verkostet; ohne dich hätt’ sie mir so nicht geschmeckt.“ Bald saßen sie einander gegenüber, die alte Grete und der arme Martl; die Alte plauderte lustig hin und her, der Knabe hörte ihr zu, aber sein Gesicht blieb ernst, wie zuvor. „Hör’ an, Martl,“ sprach die Alte, als das Mahl beendet war, „ich will dir etwas erzählen. Es war einmal ein armer Mauerergefelle, der hatte sich die ganze Woche geplagt und kehrte am Samstag Abend mit seinen Kameraden fröhlich heim in’s Dorf. Die Kameraden hatten nichts eiligeres zu thun, als die Arbeitskleider abzuwerfen, die Sonntagsjacke anzuziehen und in’s Wirtshaus zu laufen, denn dort jubilierte die Musik und getanzt sollte werden bis spät in die Nacht. Nur der eine gieng heim zu seinem franken Mutterl und gab ihr das ganze Geld, das er in der Woche verdient, und weil sie ihm nichts Warmes kochen konnte und er keinen Kreuzer anrühren mochte, damit sich das Mutterl recht pflegen könne, gieng er hinaus und tauchte, da er Hunger hatte, ein hartes Stück Brot in’s Wasser, das an der Hütte vorüberfloss, und aß es fröhlich und zufrieden, während die Klänge der Musik aus dem Wirtshaus zu ihm herüberklangen. Martl, der Mauererbursche, der das gethan, war dein Vater und merk’ dir’s, wer so an seiner Mutter handelt, kann sich nie und nimmer verlocken lassen, an fremdem Gut zu sündigen.“ Gestärkt an Leib und Seele kehrte Martl in seine Hütte. In der Nacht, die ihn noch vor einer Stunde erfüllte, glänzten jetzt zwei helle Sterne. Gute Menschen hatten sie entzündet.

Wie war's mit Martl's Vater?

Martl's Vater, allgemein der Mauerersepp genannt, nährte sein Weib und sein Kind ehrlich von seiner Hände Arbeit. Ueberschuß war in seiner Hütte nicht anzutreffen, aber Heiterkeit und Zufriedenheit würzte das Wenige und machte die kleine Familie zur glücklichsten im Dorfe. Doch dieses stille Glück sollte nicht immer währen. Eines Tages fiel Sepp so unglücklich von einem Gerüste, daß er sich den Arm zerschmetterte. Nach langem Krankenlager blieb der Arm, den der Dorfbader ungeschickt kuriert hatte, steif, und da es der rechte war, machte ihn dieser Unfall erwerbslos. Bittere Noth wäre der Familie bevorgestanden, hätte man den Mauerer nicht zum Dorfboten gemacht.

Doch bald sollte ein neuer Schlag den Schwergeprüften treffen: sein treues Weib starb; Martl war von nun an des Vaters einzige Freude. Eines Tages brachte Sepp dem Schulzen eine bedeutende Geldsumme vom Amte, sie sollte zum Baue eines neuen Schulhauses verwendet werden. Niemand als der Schulze und der Bote wußten von dem Gelde. Des anderen Tages war die Kasse des Schulzen erbrochen und das Geld daraus verschwunden. „Nur der Mauerersepp kann es haben!“ sprach das ganze Dorf. Eine Hausdurchsuchung sollte zeigen, daß man sich nicht geirrt hatte. Im Bettstroh fand man die Hälfte der Summe verborgen; Sepp, der eben aus der Stadt heimkehrte, wurde trotz seines Leugnens und der Bethuerung seiner Unschuld gefesselt dem Kreisgerichte übergeben. Dieses verurtheilte ihn zu zwei Jahren schweren Kerkers. Von nun an nahm sich der Schulze des verwaisten Martl wie ein Vater seines Kindes an. In der ganzen Gegend erscholl des Schulzen Lob.

Einige Monate nach dem Abend, an welchem unsere

Erzählung handelte, kehrte der Mauerersepp beim, gebrochen an Leib und Seele. Bald erlöste ihn der Tod von seinem jammervollen Dasein. Hinter seinem Sarge schritt sein weinendes Kind, geführt von dem Schulzen und dessen Frau. Nach der Beerdigung erklärte der Schulze, den Martl an Sohnes Statt annehmen zu wollen. Der Knabe erbat sich, nur noch eine Nacht in der väterlichen Hütte zubringen zu dürfen.

„Wir können stolz sein auf unseren Schulzen, einen solchen Mann gibt's weit und breit nicht!“ sprach Jung und Alt im Dorfe. Als man des anderen Tages Martl holen wollte, war er nicht zu finden. Er war und blieb verschwunden.

Jahre waren seitdem hingezogen. Die Kinder waren zu Männern, die Männer zu Greisen geworden. Ein furchtbarer Krieg hatte das Land heimgesucht, eines blutigen Kampfes bedurfte es, den Feind zu verdrängen. Aber ein wüthender Feind, den keines Menschen Macht zu verdrängen vermochte, blieb zurück — eine verheerende Krankheit. Auch in dem Dorfe, in welchem unsere Geschichte spielt, ächzten viele nach ärztlicher Hilfe — doch vergebens. Der Vater des Dorfes war fortgezogen, der Doktor des nahen Städtchens der Krankheit bereits erlegen, die Noth stieg immer höher. Da rollte eines Abends eine Kutsche durch das Dorf und hielt beim Wirtshause an. Ein Fremder, vornehm gekleidet, ein Ordensband im Knopfloche, stieg aus. Es war ein Doktor aus der Residenz, wer ihn gesandt, wußte Niemand. Wie ein Engel erschien er den Leidenden, denn er brachte Hilfe, und wo diese nicht möglich war, Trost und Linderung. Er nahm von Niemandem eine Bezahlung, selbst wenn sie ihm angeboten wurde. Die einen lobpriesen den edlen Mann, die andern meinten mißtrauisch, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, die Rechnung werde schon nachkommen. Was

Wunder, wenn der fremde Doktor von nun an der Gegenstand des Dorfgesprächs blieb. Die einen wollten gesehen haben, daß er lange sinnend am Dorfsplatz gestanden und wehmüthig die alte Eiche betrachtet habe; die anderen sagten, der Doktor gehe allabendlich auf den Kirchhof und stehe dort in sich versunken bis zur einbrechenden Nacht bei einigen Gräbern. Plötzlich ergriff die alte Grete, die in ihrem Leben nie krank gewesen, die furchtbare Seuche. Von diesem Augenblicke verließ der Doktor ihre Hütte nicht. Er beraubte sich selbst des Schlafes, um bei dem alten Mütterchen zu wachen, jeden ihrer Athemzüge belauschte er; ein Sohn hätte für seine Mutter nicht mehr thun können. Doch alles war umsonst, die alte Grete starb. Die Leute im Dorfe erzählten sich nun wieder, die Alte hätte vor ihrem Tode den fremden Doktor lächelnd angeblickt und zu ihm gesagt: „Ich danke dir, Martl!“ Die Alte war fast hundert Jahre alt geworden und hatte schon lange irre geredet.

Ein neuer Schreckensruf durchzog das Dorf. Der Schulze liege schwer darnieder, das war soviel, als der Vater, der Tröster, der Verather des ganzen Dorfes schwachte auf dem Krankenlager. Wieder war der fremde Doktor unermüdlich. Hatte der Mann übermenschliche Kraft, so viel aufreibende Anstrengung ertragen zu können! Aber wieder war alle Mühe und Aufopferung umsonst, die Kräfte des Kranken nahmen rasch ab, seine Auflösung stand bevor. Man erwartete den Priester. Draußen fiel Blatt um Blatt von den herbstlichen Bäumen, drinnen in der menschenerfüllten Stube fiel ein Mensch ab vom Lebensbaume. Ein heftiger Krampf erfaßte den Kranken. „Ich glaube, der Priester kommt zu mir zu spät!“ sprach der Kranke, „so seien Sie, Herr Doktor, der uns ein Bote Gottes erschienen ist in der Zeit der höchsten Noth, ein

Priester, dem ich meine schwere Schuld beichten kann. Ach, tausend gute Werke konnten meine beladene Seele nicht entlasten, bitter war mein Leben, bitterer meine Todesstunde. So wisset denn, ihr Männer, der Maurerersepp, der vor mehreren Jahren verurtheilt wurde, er war unschuldig, ich hätte seine Strafe verdient. Als ich das Geld zum Schulbau erhielt, stand es schlecht um meine Wirtschaft. Die Hälfte des Geldes konnte mich retten, nach langem Kampfe nahm ich es und verbarg, um den Verdacht von mir abzulenken, den Rest in des Maurerers Hütte, die ich offen fand. O, könnte ich doch seinem Kinde sagen: „Dein Vater war unschuldig, verzeihe mir!“ ich würde leichter sterben. Aber gewiß ist er gestorben und verdorben in Elende, der arme Martl!“ „Nein, er steht vor euch,“ rief der Doktor, „ich bin des Maurerersepps Martl und habe es mit Gottes und edler Menschen Hilfe zu dem gebracht, was ich bin. Als die Kunde in der Hauptstadt eintraf, die Seuche breite sich auch in dieser Gegend aus, da litt es mich nicht mehr in der Stadt, ich eilte hieher in das Dorf, das die Erinnerung so schmerzlicher Ereignisse für mich in sich schließt, das ich aber dennoch so innig liebe.“ „Verzeihung! Verzeihung!“ stöhnte der Sterbende. „Ich verzeihe Euch von ganzem Herzen um dieser willen!“ rief feierlich der Doktor, und legte seine Hand auf Anneles Haupt, die weinend an die Brust ihrer Mutter sank.

Der Frühling war gekommen und streute Blumen auf die Gräber des Dorfes. Der Friede war wieder heimgekehrt in die stillen Hütten und stattlichen Höfe und die Freude in die Herzen der Menschen. Das Kirchlein prangte im Blumenschmuck, seine hellen Glocken luden zu einem schönen Feste. An dem Altare kniete ein junges Paar, das die Hände ineinander legte zum Bunde für's ganze Leben. Dieser feierliche

Augenblick sollte die ganze trübe Vergangenheit voll Thränen und Schmach, voll Schuld und Reue auslöschen. Und als das Brautpaar die Kirche verließ, da umdrängte sie Jung und Alt, tausend Segenswünsche im Herzen; die Vereinigten waren ja die Lieblinge des Dorfes — Martl und Annel. S. Keller.

Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Schloß und Thür?
 Wer schleicht in's Haus herein?
 Es ist der Sohn, der heimgekehrt
 zum tauben Mütterlein.
 Er tritt herein! Sie hört' ihn nicht,
 sie saß am Herd und spann;
 da tritt er grüßend vor sich hin,
 und sprach sie „Mutter“ an.
 Und wie er spricht, so blickt sie auf,
 und — wundervoll Gesicht —
 sie ist nicht taub dem milden Wort,
 sie hört ihn mit dem Blick.
 Sie thut die Arme weit ihm auf
 und er drückt sie hinein,
 da hörte seines Herzens Schlag
 das taube Mütterlein.
 Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
 so selig, so verklärt —
 ich wette, daß taub' Mütterlein
 die Englein singen hört. —

Der Kukuk.

Wenn der Winter entflohen und der Frühling wieder in's Land gekommen ist, dann hört man überall, in Feld und Wald, den muntern Ruf des Kukuks. Selten aber gelingt es den Menschen, den lustigen Vogel zu erblicken, weil derselbe ungemein scheu ist und sich bei dem geringsten Geräusch in das schützende Grün der Gebüsch und Wälder zurückzieht.

Der Kukuk ist ein schöner Vogel. An Größe gleicht er einer Turteltaube; sein Gefieder ist von blaugrauer Grundfarbe; seine Schwanzfedern sind lang, schwärzlich, mit weißen Spitzen und Flecken. Wenn es ihm gefällt, spreizt er seinen Schwanz wie ein Truthahn. Sein Bauch ist weiß, doch schwarz gefleckt; seine Füße sind gelb. Von den vier Zehen sind wie bei den Spechten zwei nach vorn, zwei nach hinten gerichtet. Der Schnabel ist kurz und gewölbt.

Man trifft den Kukuk nie vereinzelt, Männchen und Weibchen leben stets getreulich bei einander. Wenn die Vögel im März, oder April, oder Mai zum erstenmal ihren Ruf erschallen lassen, dann freut sich Alt und Jung, denn dann steht die schöne Jahreszeit vor der Thür. Kein Wunder denn auch, daß sich ein reicher Kranz von Sagen an seinen Ruf geknüpft hat. Gesunde wie Kranke lassen sich von ihm verkünden, wie viel Lebensjahre ihnen noch beschieden sind. Wer im Stande ist, beim ersten Kukuksruf mit dem Gelde in seiner Tasche zu klappern, der soll das ganze Jahr hindurch gegen Mangel geschützt bleiben.

Der Kukuk ist überaus gefräßig. Zur Nahrung dienen ihm Insekten, und zwar vornehmlich behaarte Raupen. Er vertilgt letztere in solcher Menge, daß sein Magen mit ihren Haaren ganz besetzt erscheint. Im Juli, bisweilen auch erst

im August nimmt er von uns Abschied und fliegt gen Süden. Das Ziel seiner Reise ist Afrika. Da der Kufuk als Raupevertilger sehr nützlich ist, so verdient er, von den Menschen überall geschont zu werden.

Gar merkwürdig ist, daß der Kufuk sich kein Nest baut, sondern seine Eier in die Nester kleinerer Vögel legt. Diesen Betrug kann er um so leichter ausführen, da seine Eier im Verhältnis zu seiner Größe sehr klein sind. Die betrogenen Vögel brüten die fremden Eier mit einer Sorgfalt aus, als wenn es ihre eigenen wären, und füttern hernach das fremde Kind mit wahrhaft rührender Liebe und Treue. Wenn der junge Kufuk etwas heranwächst, so ist es seinen Pflegeeltern oft nicht möglich, ihn, den ewig von Hunger Geplagten, zu sättigen. Dann sollen aber, wie Naturforscher beobachtet haben wollen, alle kleinen Vögel der Nachbarschaft herbeikommen, der eine mit einer Fliege, der andere mit einer Raupe, um den besorgten Eltern des großen Kindes ihre Aufgabe zu erleichtern. So trifft man auch in der Thierwelt schöne Beispiele von Theilnahme und Barmherzigkeit.

Fessen.

Die Zigeuner.

Am Ende des Dorfes, dort, wo der Fluß eine Krümmung macht und in der grünen Au verschwindet, steigt eine schwache Rauchsäule über den Baumwipfeln empor, lautes Hämmern und Pferdegewieher dringt an unser Ohr. Es dürfte eine Schmiede sein, obwohl wir nicht wüßten, wie eine dorthin käme, da wir doch mit den Ortsverhältnissen genau bekannt sind.

Die Landleute kehren vom Felde heim — es ist bald Mittag. So oft Jemand aus dem Gebüsch tritt, das den

Beg berandet, hupfen schwarze, in zerlumpte Kleider gehüllte barfüßige Kindergestalten hervor, die Heimkehrenden umschwärmend.

Seht dort kommt gerade eine Mutter, Spaten und Rechen auf der Schulter, mit ihrem kleinen Sohne. Ein braunes Weib mit gelocktem, schwarz glänzendem Haar, umgeben von Kindern, die ihr gleichen, drängt sich an die Bäuerin, verlangt ihre Hand, um aus deren Linien zu prophezeien. Angestrichen klammert der Kleine sich an die Mutter an und verbirgt sein Antlitz in den Falten ihres Kleides. Wer sind diese fremdartigen, wilden Gestalten?

„Das ist der Zigeuner bewegliche Schaar,
mit blühendem Aug' und mit wallendem Haar,
gesäugt an des Niles geheiligter Flut,
gebräunt von Hispaniens *) südlichen Glut.“

Zwischen knorrigen Weidenbäumen steht ein großes Zelt, ein umfangreiches, grobes, schmutziges Linnentuch über eingerammte oben in eine Spitze zugehende Baumäste gespannt. Vor dem Zelte hantieren hochgewachsene Männergestalten mit Rabenhaaren und feurigen Augen an Wagen und Pferden herum und strecken sich dann, ein Pfeischn rauchend, auf den schwellenden Grasboden hin. Ein älterer Mann von ähnlichem Aussehen, aber finsterner Miene sitzt vor einem Steine, seine Füße in eine Grube versenkt, auf der Erde, neben sich ein Feuer, in dem Eisen glüht, das er auf einem Steine zu bearbeiten beginnt.

Wir wissen jetzt, woher das Hämmern kommt, und staunen über die Einfachheit dieser Schmiede, noch mehr aber über den Schmied selbst, der trotz des Mangels an ordent-

*) Spaniens.

lichen Werkzeugen mit einer wackligen Zange, einer scharfartigen Feile und einem elenden Hammer solch' schöne Sachen macht, wie wir sie herum liegen sehen.

Im Innern des Zeltes sitzt eine Alte mit stechendem Blick, einen Säugling auf dem Arm. Ueber dem hellloodernden Feuer hängt ein ruffiger Kessel, ein Mädchen mit lose wallendem Haar kocht das Mahl. Manchmal hält sie inne und lauscht auf die klagenden Töne, die ein Jüngling ihres Stammes hinter dem Zelte seiner Geige entlockt.

Die Sehnsucht zieht ihn hin in das ferne Ungarland, wo er mit den Kameraden, die Zimbel und Klarinette mit seiner Geige vereinigt, von Schänke zu Schänke zog. Sie, die Musikanten „mit den „Roten im Herzen“ waren überall hoch willkommen und wie hüpfte ihm sein Herz, wenn bei den wilden Melodien der wilde Ungartanz tobte. Gewiß sieht ihn der nächste Morgen auf der Flucht, er wird nicht rasten, bis er die gefunden, die auch ihn mit Schmerzen suchen.

Es ist bereits Mittag. Wir könnten lange warten, wollten wir sehen, wie die Leute ihr Mittagsmahl halten. Da deckt sich kein Tisch, der Vater schneidet den Kindern kein Brot, die Mutter theilt nicht die Suppe unter die Kleinen. Jeder isst, wie und wo er etwas bekommt, ob recht oder unrechtmäßiger Weise. Die halbnackten Jungen stehlen sich aus dem Zelte fort, sobald der Tag graut, eilen in's Dorf, lugen durch Fenster und Thürspalten und stehen in gelendem Tone um eine Gabe. Dann und wann kommt auch die ganze Familie auf einmal in's Dorf — gewöhnlich zu Mittag oder Abend, wenn die Landleute zu Hause sind. Dann wiederhallt das Dorf von ihrem Klagegeheul, überall um eine Gabe flehend, überall tiefe Demut heuchelnd.

Die Nacht naht, sie vereinigt alle um das lodernde Feuer. Der gefüllte Becher geht von Hand zu Hand.

„Und Sagen und Lieder ertönen im Mund,
wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
und magische Sprüche für Noth und Gefahr
verkündet die Alte der horchenden Schar.

Schwarzlockige Mädchen beginnen den Tanz;
da sprühen die Fackeln im röthlichen Glanz,
heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.“ *)

Bald wird die ganze „Familië“ des Ortes verwiesen. Die Siebenjachen sind schnell zusammengepackt, auf den Karren geladen, die Klepper angespannt und fort geht es nun, nicht im „sauenden Galopp,“ sondern sanft und leise, so gut der schlechte holperige Weg es eben erlaubt. An anderen Orten wiederholt sich daselbe wieder: sie schmieden, betteln und stehlen und werden davongejagt. Nirgends finden sie Rast und Ruh'. Bald sind sie hier, bald dort, bald hüben, bald drüben, verschwinden und tauchen unverhofft wieder auf. So treibt es dieses Volk schon, seit wir es in Europa kennen.

Ihre Sprache, die nach neueren Forschungen ein Zweig der altindischen — des Sanskrit — ist, weist darauf hin, daß sie aus Asien stammen.

Zum 15. Jahrhundert sollen sie sich bei uns eingefunden haben, allein, ohne Waffen, ohne kriegerischen Sinn, unter sich selbst uneinig, nicht erstarkt.

Am 17. August 1427 erschienen die ersten Zigeuner vor der französischen Hauptstadt Paris. Die Bewohner staunten die fremdartigen Gäste fragenden Blickes an.

*) Em. Geibel.

„Wir sind vertriebene Christen“ gaben sie zur Auskunft, „und mußten unseres Glaubens wegen unser Heimatland verlassen.“ Jetzt war das Räthsel gelöst. „Christen aus dem Oriente“ hieß es, „verseht sie mit Nahrung, Kleidung und sorget, daß sie gut aufgenommen werden in allen christlichen Landen!“

Auf diese Weise verbreiteten sich diese „Martyrer“ bald über ganz Europa, in die tiefsten Schluchten und dichtesten Wälder drangen sie ein — überall waren sie zu Hause, doch Spanien war und ist ihr Lieblingsland, es bleibt stets das Land ihrer Sehnsucht.

„Dieses schwarz, seltsam, wüßt und elend“ Volk wußte auch dem Papste das Märchen vom Martyrerthum einzureden und derselbe stand nicht an, Geleitsbriefe an alle christlichen Herrscher auszufolgen und so den Zigeunern Einlaß zu verschaffen.

Durch das häufige Erscheinen lernte man diese „vertriebenen Christen“ näher kennen. Und nun, nachdem der Heiligenschein, der dieses Volk umgab, verschwunden war, fällt man ein ganz anderes Urtheil.

Es machten sich die verschiedensten Ansichten über die Abkunft, Heimat und Religion des eingewanderten Volkes geltend. Sogar für die Nachkommen Cain's (des Brudermörders), die dem Fluche Gottes gemäß endlos umherirren müssen, hat man sie gehalten. Überall, wo die Zigeuner früher geduldet waren, wurden nun Maßregeln gegen sie ergriffen: Verbannung, Peitsche, Kerker, Galgen bekamen vollauf zu thun, sie sollten die „Fremdlinge“ vertreiben helfen. Alles vergebens. Die Zigeuner blieben nach wie vor. Wie Aale entchlüpfen sie den Fingern der Gewalt, flüchteten sich

in Schlupfwinkel, wo sie einige Zeit sicher waren, und kaum wählte man sich ihrer los, so waren sie unverhofft wieder da.

Man sah endlich ein, mit Gewalt werden diese schlauen Asiaten nicht bezwungen, durch die blutigen Jagden werden sie nur noch listiger, verschlagener und boshafter. Man mußte also auf andere Mittel sinnen. Man fiel auf den Gedanken, dieses wilde, unbeständige Volk zu zivilisieren, sie so zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, und kam ihnen wohlwollender entgegen. In unserem Vaterlande war es besonders die große Kaiserin Maria Theresia und ihr erhabener Sohn Joseph II., die für die Kultur der Zigeuner viel thaten. Man wendete Alles daran, um sie zu einem sesshaften, arbeitsamen Volke zu machen, und ihren Kindern einen geregelten Unterricht genießen zu lassen, und so dem flüchtigen Volke das zu geben, was es nie zu finden schien: Ruhe! Frieden! Alles vergebens!

Schenkte man ihnen Ländereien, so ließen sie dieselben im Stiche und flohen in die Wildnis; wollte man ihre Kinder zur Schule führen, so hatte man mit den Weibern zu zanken, die glaubten, man verübe einen Akt der Gewalt an ihren Sprösslingen.

Ein schattiger Baum, grassbewachsener Waldboden, ein löcheriges Zelt, die Cympel waren dem Volke mehr als Luxus und Bequemlichkeit.

Was man an dem ganzen Volke erfahren, bestätigte sich vielfach an Einzelnen. Wollte man es versuchen, einen Zigeunerknaben von seiner Gruppe zu trennen und in geordneteren Verhältnissen zu erziehen, es mislang, und sobald als möglich, oft in späten Jahren, verließ der gewaltsam Kultivierte die moderne Gesellschaft und flüchtete zu seinem — Stamm.

Unveränderlich ist dieses Volk — alle Ereignisse gehen

an demselben spurlos vorüber. Daher kommt es, daß wir es heute noch ganz so sehen, wie vor 400 Jahren.

Erwägt man, daß es schon viele tapfere, in sich einige Völker versucht haben, Europa zum Tummelplatz ihres bewegten Lebens zu machen, so ringt uns dieses leichtlebige, feige, uneinige Volk, dem es gelungen ist, sich mitten unter gebildeten Völkern ohne Hilfstruppen, ohne Waffen zu behaupten, unsere Bewunderung ab.

Elend und Noth sind noch immer ihre Begleiter.

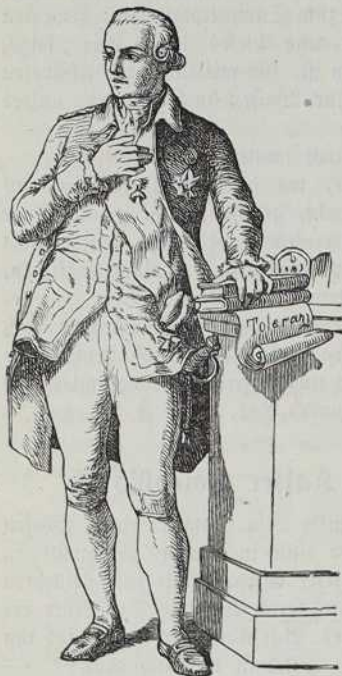
In dem lustigen Zelte, wo die Zigeunermutter auf einem ärmlichen Strohlager ruht, geboren, nicht geschützt vor Kälte und Wind, wächst der junge Zigeuner unter dem Einflusse der verschiedenen Temperaturen auf, zu einem kräftigen, wohlgestalteten, unverweichtem Manne.

Einsam geboren, einsam gestorben, die Sehnsucht nach der Ferne im Herzen, wandernd ohne Rast und Ruhe, die Einsamkeit und die Musik als einzige Freundin, verachtet und verfolgt — das ist des Zigeuners Los. E. Jordan.

Aus dem Leben Kaiser Joseph's II.

Als Kaiser Joseph unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reiste, stieg er einst in einem Städtlein in Baiern ab; da sprang ein starker Gerbergeselle mit gefärbten Händen hinzu und hob ihn aus dem Wagen. Die Leute erstaunten über die Kühnheit des Burschen, der Kaiser sah ihn aber lächelnd an und fragte: „Kennst du mich denn?“ — „Ja, Majestät.“ — „Wer bist du?“ — „Ein Wiener, Majestät.“ — „Was für einer?“ — „Ein Schottenfelder.“ — „Und was machst du da im fremden Lande?“ — „Ich bilde mich in meinem Handwerk aus.“ — „Bravo!“ rief

der Kaiser, „bist du fertig und kommst du nach Wien, melde dich bei mir.“ Der Gerber merkte es sich wohl und meldete



Kaiser Joseph II.

sich, sobald er in Wien angekommen war, beim Kaiser, der ihn noch nicht vergessen hatte und ihm die Gewerbeberechtigung gab, was zu damaliger Zeit nicht wenig war; denn die Gerechtigkeit zur Ausübung des Tischlerhandwerks kostete beispielsweise 5000 bis 6000 fl.

Auf seiner Reise nach Paris kam der Kaiser zu einer Poststation, wo man ihn erst später erwartet hatte, und fand keine Pferde. Der Postmeister, der den hohen Gast nicht kannte, entschuldigte sich, er könne ihm nicht dienen; denn er habe seine Pferde nach allen Seiten geschickt, um Verwandte abzuholen. „Gewiß feiern Sie heute ein Fest in Ihrem Hause,“ sagte der Kaiser, „ich habe schon manches bemerkt, was mich darauf schließen läßt.“ „Ja, Herr, mir wurde

gestern ein Söhnlein geboren und heute ist dessen Taufe“, entgegnete der Postmeister glücklich lächelnd. Als nun alle

Gäste versammelt waren, bot sich Joseph zum Pathen an. Man konnte es dem augenscheinlich vornehmen Herrn nicht abschlagen und der Pathe wurde höflich dankend angenommen. Bei der Ceremonie fragte der Geistliche: „Herr Pathe, wie heißen Sie?“ „Joseph“, war die Antwort. „Und mit dem Zunamen?“ „Der Zweite.“ „Was ist Ihr Geschäft?“ „Kaiser“, erwiderte Joseph lächelnd. Alle Anwesenden wußten vor Verlegenheit kaum, was sie thun sollten, der Postmeister warf sich dem lächelnden Monarchen zu Füßen. Dieser hinterließ dem Taufpathen ein kaiserliches Geschenk und versprach, seiner fernere zu gedenken.

In Paris besuchte der Kaiser die Taubstummenanstalt des Abbé de l'Épée, damals die einzige ihrer Art. Noch nach Jahren rief der Kaiser, als er auf diesen Besuch zu sprechen kam, begeistert aus: „Dieser würdige Priester hat den höchsten Triumph errungen, indem er Tausende, die ihren Familien sonst lästige Mitglieder, dem Staate nutzlose Bürger wären, trotz des Mangels desjenigen Organs, das dem Menschen zur Entwicklung der Geisteskräfte unentbehrlich ist, dem Vaterlande und der Menschheit wiederchenkt.“ Als Andenken erhielt der Abbé eine goldene mit des Kaisers Bildnis gezielte Dose, die 50 Louisd'or zur Vertheilung an die Zöglinge des Institutes enthielt. Als der Abbé dem Kaiser das Geleite geben wollte, verbat es sich der Kaiser mit den Worten: „Leute wie Sie dürfen ihre kostbare Zeit nicht mit eiteln Ceremonien verlieren.“ Gleich den Tag nach seinem Besuche über sandte er dem Abbé noch besonders eine Unterstützung von 500 Louisd'or und ließ ihn ersuchen, eine Person zu unterrichten, die in seinen Staaten ein ähnliches Institut gründen könnte. Wirklich entstand zwei Jahre später (1779) eine Erziehungsanstalt für Taubstumme in Wien, später in Prag, Mailand, Pinz u. s. f.

In einer niederländischen Stadt fragte sich der Magistrat an, ob die Ehrenwache des Kaisers nicht mit Bürgern besetzt werden dürfe. „Mit Ihren Bürgern“, antwortete der Kaiser, „können Sie machen, was Sie wollen, meine Bürger sollen nur zu Hause bleiben und bei ihrem Geschäfte thätig sein, das ist besser und mir weit lieber, als wenn sie die kostbare Zeit in Müßiggang verbringen.“

In Warasdin, in Kroatien, bemerkte der Kaiser einen überaus langen Dorfrichter, der hoch über alle Bauern emporragte. „Wie viel Schuh' hast du?“ fragte ihn Joseph, er meinte offenbar sein Maß. „Ein Paar Schuhe, Herr, und ein Paar Stiefel“, war die Antwort. „Da nimm“, sprach der Kaiser lächelnd, „hier sind drei Dukaten, kauf' dir noch ein Paar Pantoffel dafür.“

Einst besuchte Joseph einen Offizier, von dem er wußte, daß er zehn lebende Kinder zu ernähren habe, was dem Familienvater nicht leicht ankam. Er zählte die Häupter der Kleinen und fand eines mehr. „Woher haben Sie das elste?“ fragte der Kaiser. „Es ist eine arme Waise, Majestät, das ich ganz verlassen fand und in mein Haus aufnahm. Ich dachte, wo Gott für zehn Kinder das tägliche Brod beschert, dort wird das elste auch nicht Hunger leiden.“ Der Kaiser war gerührt von dem edlen Sinn des Mannes und rief: „Fahren Sie fort, Wohlthätigkeit und Tugend zu üben, sie sind so selten in der Welt zu finden. Ich ernenne Ihren ältesten Sohn zum Lieutenant, für jedes andere Kind erhalten Sie jährlich 200 Gulden, für die Waise natürlich auch.“

Ein treuer Hausfreund.

Eine arme Auswanderer-Familie, Vater, Mutter und ein Häuflein Kinder, war nach langer Reise auf fremdem Boden, an dem Orte ihrer letzten Bestimmung angelangt. Ein leeres Blochhaus mit Dach, aber ohne Fach war ihr Heim. Es war der erste Abend; abgeplagt und müde saßen Alle auf den mitgebrachten Truhen und Bündeln herum. Die Vergangenheit lag hinter ihnen, war abgethan, und die Zukunft sah sie so dunkel, so fragend an. Den ganzen Tag war mühevoll geschafft und gearbeitet worden, um sich für die Nacht erträglich und sicher einzurichten. Jetzt saß der Vater todtmüde in einer Ecke, die Mutter sah stumm in die verglimmenden Kohlen am locker gehäuften Feuerherde und gedachte der Reise auf den schwankenden Brettern und des fargen und doch so lieben Bodens drüben im alten Vaterlande; die Kinder flüsternten leise ihr Nachtgebet und sahen angstvoll in die tiefbekümmerten Züge der Eltern. Da begann etwas sachte zu pfeifen und zu piepen, ganz sachte und sanft und doch so wohlbekannt, und in der Ecke, wo die aus der Heimat mitgebrachten Sämereien in Säcken aufgehäuft lagen, begann es sich zu regen; ein kleines, nettes Mäuschen schlüpfte hervor, setzte sich in der Spalte zwischen zwei Fruchtsäcken zurecht, piepte sein längst bekanntes, leises Mäuseliedchen und sah mit seinen glänzenden Augen die traurige Gesellschaft lustig an, die ganz verwundert auf den kahlen kleinen Strolch hinblidte, der sich hier schon eingefunden, den kleinen Dieb, der ihnen drüben schon zu thun genug gemacht. Und doch kam ein Gefühl der Heiterkeit über Alle; das war ja ein Stück aus der alten Welt, ein Genosse, der ja schon drüben jeden Bissen mit ihnen getheilt und der nun mit ihnen her-

übergekommen, um das alte Leben auf jungem Boden neu zu beginnen. Alle lachten über den festen Burschen, der dort in der Ecke saß, die Wehmut des ersten langen Abends war gebrochen, und am anderen Tage schien die Sonne auf ein weites fruchtbares Land, die neue Heimat des alten Samens drinnen im dunklen Winkel der Stube und der kleinen Maus, die mit ihm den Weg über das weite Meer herübergefunden.

Aglaia von Enderes.

Ein Geld der Wissenschaft.

„Lieber Sohn! lieber Sohn! Der Junge hat schon wieder brennen lassen und ist eingeschlafen. Er zündet uns gewiß einmal das Haus über dem Kopfe an!“ So rief die Mutter des Dr. Kilian Stobäus, seinerzeit ein berühmter Professor der Naturwissenschaften zu Lund in Schweden. Trotzdem Mitternacht vorüber war, saß der Professor doch noch an seinem Studiertische; stürmte aber nun sogleich davon, um wie das Donnerwetter dreinzufahren. Hatte er sich doch lange geweigert, den sonderbaren Studenten in sein Haus zu nehmen, es war etwas Verschlissenes an dem Jungen, das dem Professor sogleich mißfiel, der mit einem Auge — das andere war längst erblindet — besser beobachtete als andere mit zweien. „Der leichtsinnige Patron, der Siebenschläfer, gleich muß er fort! nein — gleich nicht, es ist ja finstere Nacht, aber morgen Früh gewiß — nein Früh nicht, es ist zu kalt, aber nach dem Frühtrunk gewiß, ganz gewiß!“

So brummte und schalt der mürrische Gelehrte, während er vorwärts tappte. Nun öffnete er die Thüre, die in des Studenten Kämmerlein führte, aber an der Schwelle blieb er wie gebannt stehen. Den Rücken ihm zugewandt saß der

Student auf einem Schemel, vor sich statt des Tisches, der beim Tischler war, einen Stuhl, auf dem ein Buch aufgeschlagen war, während eine ganze Bibliothek auf dem Fußboden in bunter Unordnung lag. Eine Talgkerze, an der Lehne des Stuhles befestigt, beleuchtete die sonderbare Gruppe, die der Professor im Nachtgewande mit weitgeöffnetem Munde und staunenden Blicken vervollständigte. Der Student, in seinem Buche vertieft, hatte weder die nahenden Schritte des Professors noch das Knarren der Thüre gehört.

„Junge, Herzensjunge, du studierst noch!“ rief der Gelehrte mit schneidender Stimme, aber mit dem Ausdrucke freudigen Staunens; „braver, herrlicher Junge!“ und stürzte auf den erschrockenen Studenten zu, um ihn zu umarmen; aber kaum hatte er einen forschenden Blick auf die Bücher geworfen, als sich wieder eine finstere Wolke auf seiner Stirne zeigte. „Wie kommt Er zu diesen Büchern, die sind ja aus meiner Bibliothek!“ fragte der Professor. „Gnade!“ rief Linné, so hieß der Student, „ich habe sie von dem deutschen Studenten erhalten, der freien Zutritt in Ihre Bibliothek hat.“ „Was Gnade, Possen, von nun an hat auch Er Zutritt in meine Bibliothek, nun schnell in's Bett, fortan wird bei Tage studiert und bei Nacht geschlafen. Warum hat Er mich nicht schon lange darum gebeten; bin ich denn so fürchterlich, he!“ und dabei versuchte er ein freundliches Gesicht zu machen, was ihm gar nicht gelang. „Und noch etwas, im Kosthause wird aufgekündigt, von nun speisest du bei mir, Junge, verstanden?“ Und fort polterte der Alte in eiliger Flucht; denn er fühlte, daß ihm eine Thräne in's Auge trat.

Obwohl Linné der Weisung des Professors nachkam und sein Lager aufsuchte, so konnte er doch nicht schlafen. Sein Herz war zu freudig bewegt. Die reichen Schätze, welche die

Bibliothek des Professors enthielt, waren ihm erschlossen, und der Nahrungsorgen, die so sehr an ihm nagten, war er ledig. Der schöne Traum seiner Kindheit sollte also doch Wahrheit werden! All' die traurigen und freundlichen Bilder seiner Vergangenheit traten in der nächtlichen Stille wieder vor seine Seele und er blickte sie an mit Wehmut und Freude. Von dem blauen Spiegel des Mölken-See umspielt, umkränzt von den üppigen Saatzfeldern, von den waldigen Höhen des Taxisgebirges lag das Pfarrhaus zu Stenbrohult und das niedliche Gärtchen daran wie ein stilles glückliches Paradies vor seinem Blicke da. Dort wohnte sein Vater, der Seelsorger des Ortes, dort hatte er seine glückliche Kindheit verlebt. Mit dem Vater durfte er im Garten seltene Blumen und Bäume pflanzen und pflegen; mit Andacht hieng sein Blick an dem theueren Mund, wenn er ihm in trauter Dämmerstunde vom stillbeglückten Leben der Blumen erzählte und dann sein Auge emporlenkte zu dem gestirnten Firmament und sein Herz zu dem, der den blühenden Himmel und die blühende Erde geschaffen. Einmal durfte er den Vater in's nahe Dorf begleiten, dort hatte sich die Gemeinde auf einer großen Wiese um den würdigen Seelenhirten versammelt und dieser belehrte sie über die wunderbare Bildung der Pflanzen ringsumher in so erhebender Weise, daß dem kleinen Karl, so hieß Linné, die Thränen in's Auge traten und sein kindliches Herz sich gelobte, so, wie der Vater jetzt, auch einst die Menschen über Gottes wunderbare Natur zu belehren. Dieser Gedanke wuchs mit dem Knaben, reifte in dem Jünglinge.

Und als er, um nach des Vaters Willen Prediger zu werden, auf das Gymnasien zu Wexiö gieng, da hatte nichts für ihn Reiz als nur das Studium der Naturwissenschaften, und über daselbe vernachlässigte er zum Schmerze des Vaters,

der große Hoffnungen auf ihn gesetzt, die übrigen Schulgegenstände. Alle Lehrer tadelten ihn, nur Dr. Rottmann, der Professor der Naturwissenschaften, erkannte in der Neigung des Jünglings den mächtigen Ruf der Vorsehung und beredete den Vater, Karl das theologische Studium mit dem medizinischen vertauschen zu lassen. Mit freudetrunkener Seele, mit kühnen Hoffnungen und Entwürfen, aber mit wenig Geld trat der junge Student seine Wanderung nach Lund an, wo ihm ein naher Verwandter, Professor Humäus, kräftige Unterstützung zugesagt. Als aber Karl das Thor der Stadt durchschritt, begegnete ihm ein Leichenzug; der Mann, den man zur letzten Ruhe trug, war — Professor Humäus.

Und von nun an begann für Karl ein fürchterlicher Kampf mit Noth und Entbehrung, die täglich mit neuer Kraft auf den Studenten einstürmten, um ihn aus seiner Bahn zu drängen, aber er blieb Sieger. Hatte er nur Bücher, so hatte er alles, in ihnen vertieft vergaß er seine dünne Kleidung, den kalten Ofen im Winter, selbst der mahnende Ruf des Hungers wurde immer schwächer, wenn seine Bücher zu ihm sprachen. In der Nacht, wo wir seine Bekanntschaft gemacht, war das letzte Krümchen Brod verzehrt, für die Talgkerze der letzte Kreuzer ausgegeben. Die Noth war groß, die Hilfe nah. Dr. Stobäus gewann den jungen Studenten immer lieber, er ward wie das Kind im Hause gehalten und der Gelehrte faßte den Entschluß, den jungen Linné zu seinem Erben und Nachfolger zu machen. Viele Tausende hätten darin ihr Lebensziel erblickt, — Karl Liné nicht. Als die reiche Quelle des Wissens, die Dr. Stobäus ihm durch seine eigenen Kenntnisse und durch seine reiche Bibliothek erschloß, erschöpft war, da fühlte der Jüngling seinen Wissensdurst lange nicht gestillt, er vernahm in seiner Brust den Ruf, in der

Ferne das zu suchen, was er hier nicht zu finden vermochte. Groß und schmerzlich war der Kampf, der sich nun wieder erneuerte, aber er bestand auch diesen. Der mächtige Ruf des Schicksales trieb ihn fort aus der neu erworbenen Heimat, Liebe und Dankbarkeit hießen ihn bleiben — aber er schied. Und kaum hatte er seinen neuen Bestimmungsort erreicht, als ihn sein alter Feind, die bitterste Noth, von neuem verfolgte.

In der Universitätsstadt Upsala kannte man allgemein den blassen Studenten, dessen trüber Blick erzählte von tausend Entbehrungen; aber niemand hatte je gehört, daß er eine Gabe erslehte. Ach, wie oft zog ihn ein heißes Sehnen hin nach dem stillen Hause des Professors Stobäus in Lund, wo man ihn so sehr geliebt, wo er von jeder Sorge frei seinem Studium leben konnte. So groß die Versuchung auch war zurückzukehren zu dem väterlichen Freund — er widerstand ihr, hatte ihn doch nicht Laune und Genußsucht fortgetrieben; sondern eine Stimme, die eine göttliche ist. Einst schlich er sich, von Hunger gequält, die zerrissenen Sohlen mit Karten ausgelegt, in den verfallenen akademischen Garten. Dort zergliederte er einige Blumen und über diesen Genuß vergaß er sein Elend und seine Umgebung ganz. Da nahte ihm ein greiser Priester, der ihn schon lange beobachtet hatte und ließ sich mit ihm über Botanik in ein längeres Gespräch ein. Wer jetzt die blitzenden Augen des Studenten sah, der konnte kaum glauben, daß ihn Hunger quäle, Begeisterung sprach aus ihnen und aus allen Antworten, die er gab. Der Geistliche, der berühmte Naturforscher Dr. Celsius, dessen Andenken sich an den Thermometer und an andere Entdeckungen knüpft, war von dem jungen Gelehrten so entzückt, daß er sich seiner auf's wärmste annahm und bald hatte alle Noth für Linné ein Ende. Nun gab er sich mit doppeltem Fleiße

dem Studium hin und veröffentlichte mehrere Werke, die ihm so großen Ruhm erwarben, daß er in einem Alter von 23 Jahren eine Lehrkanzel erhielt, um die sich eine große Schar von Schülern drängte.

„Nun habe ich mein Ziel erreicht, der Traum meiner Kindheit hat sich erfüllt!“ so dachte Linné, aber die Vorsehung wollte es anders, ein neuer Kampf stand ihm bevor — der Kampf gegen Neid und Arglist. Ein junger Gelehrter, Namens Rosen, kehrte von einer Reise in's Ausland nach Upsala zurück und wußte den arglosen Linné durch ein Gewebe von Verleumdung und Bosheit so zu umspinnen, daß dieser zum ersten Male in seinem Leben dem Feind das Feld räumte. Mit Waffen der Bosheit und Falschheit hatte er nicht zu kämpfen gelernt. Er machte eine wissenschaftliche Reise nach dem damals fast unbekannten Lappland und die Früchte dieser Reise, die er in einem Werke niederlegte, entschädigten ihn reichlich und setzten die gelehrte Welt in gerechte Bewunderung. Noch einmal versuchte er seine Stellung in Upsala zurückzuerobern, doch vergebens. So lag denn der stolze Bau seines Glückes in Trümmern und die Zukunft stand drohend vor ihm. Jeder andere hätte sich vielleicht in stillem Gram verzehrt; das Schicksal forderte ihn zum neuen Kampfe auf, er war bereit. Er zog nach Holland und fand dort im Hause des Vanquier Clifford eine höchst angenehme Stellung, die ihm neben einer sicheren Existenz die Gelegenheit bot, in dem reichen botanischen Garten des Vanquiers seine Kenntnisse zu erweitern. Mit allen großen Naturforschern der damaligen Zeit knüpfte er Verbindungen an und alle beugten sich in stiller Bewunderung vor dem großen Manne. Und als er endlich sein Werk der Oeffentlichkeit übergab, in welchem er die Pflanzenwelt nach einer höchst einfachen Weise ordnete,

wodurch der ganzen Wissenschaft jene Uebersichtlichkeit verliehen wurde, die sie erst zur Wissenschaft erhob, da flog der Ruhm des großen Mannes einem stolzen Aare gleich durch die ganze gebildete Welt. Seine Reise durch Europa, die er zu jener Zeit unternahm, glich dem Triumphzuge eines Siegers, überall wurde ihm gehuldigt, überall wollte man ihn für das Land gewinnen, — doch ihn zog es mächtig in die theuere Heimat. Aber die Heimat gab dem Manne, dem die Fremde die reichsten Schätze bot — kaum das tägliche Brot. Trotzdem setzte er seine Forschungen unermüdlich fort und wirkte als Arzt und Naturforscher in rühmlichster Weise.

Endlich, nachdem er den Kelch bitterer Leiden und Enttäuschungen ganz geleert, gieng ihm der Stern des Glückes neben dem des Ruhmes hell und leuchtend auf. Eine glückliche Kur machte ihm den Grafen Tessin zum Freunde, der den König auf den verdienstlichen Mann aufmerksam machte. Er wurde zum Admiralarzt in Stockholm, zum Lehrer am Ritterhause und zum Präsidenten der Akademie befördert und später in den Adelsstand erhoben.

Der Abend seines Lebens war von dem goldenen Scheine umflossen, welcher der Abglanz seines inneren Werthes war, den sein Zeitalter mit dem schönen Ausspruch anerkannte: „Gott schuf und Linné ordnete.“

Nicht hohe Geburt, nicht die Günst des Glückes; eigene Kraft, unerschütterlicher Muth in den Kämpfen des Lebens, Begeisterung für die Wahrheit und wahre Frömmigkeit führten ihn seinem Ziele zu, das er siegreich erstrebte als „ein Held der Wissenschaft.“

S. Heller.

Alexander der Große.

Alexander's Vater war der König Philipp von Macedonien, sein Lehrer der berühmte Grieche Aristoteles. Schon frühzeitig lernte der Knabe die berühmten Dichtungen Homer's kennen und lieben, und das Beispiel der alten Helden wirkte gewaltig auf seine Seele ein. Träumend von hohen Dingen, die er dereinst zu vollbringen gedachte, betrückte ihn jeder Sieg, den sein kriegskundiger Vater ersocht; er fürchtete, ihm werde nicht genug zu thun übrig bleiben.

Als einst ein schönes, aber wildes Pferd herbeigebracht wurde, das keinen Reiter auf sich sitzen ließ, da schwang sich der Knabe auf des Pferdes Rücken und machte sich zum Herrn des Renners. Staunend rief da sein Vater aus: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist für dich zu klein!“ Als Jüngling zog er mit in den Krieg. Die Schlacht bei Chäronea, durch welche die Griechen den Macedoniern unterthänig wurden, ward hauptsächlich durch ihn gewonnen. Zwei Jahre darauf fiel sein Vater unter Mörderhand, da erhoben sich die Griechen, ihre Freiheit wieder zu erringen. Aber schnell eilte Alexander herbei, bezwang und zerstörte die Stadt Theben — mit Ausnahme eines einzigen Hauses, das dem Dichter Pindar gehörte — und schreckte dadurch die aufständischen Griechen wieder unter die macedonische Herrschaft zurück. Darnach ließ er sich von den Griechen zum Oberfeldherrn gegen die Perser erwählen. Damals war es auch, daß er den Sonderling Diogenes in Korinth aufsuchte und sich mit diesem Tonnenbewohner unterhielt. Als er schließlich dem seltsamen Manne eine Gnade anbot, erhielt er die Antwort: „Geh' mir aus der Sonne!“ Solche Genügsamkeit machte auf Alexander einen tiefen Eindruck, und er

rief aus: „Wahrlich, wäre ich nicht Alexander, möchte ich Diogenes sein!“

Mit 35.000 Griechen und Macedoniern setzte er nun nach Asien über. Am Granikus, einem Flüschen, das in's Marmormeer fließt, traf er auf ein 600.000 Mann starkes Perserheer. Er wollte den Fluß überschreiten, um den Feind anzugreifen. Seine Generale riethen ihm von dem Wagnis ab; allein er meinte: „Der Hellespont würde sich ja schämen, wenn wir dieses Wässerlein fürchteten“, und gewann hierauf mit den Seinen glücklich das andere Ufer. Es kam zur Schlacht, und die Perser unterlagen. Alexander wäre jedoch fast das Opfer seines ungestümen Muthes geworden. Zwei persische Führer bedrängten ihn hart, schon war sein Helm zur Erde gefallen, schon ein feindliches Schwert wider sein schutzloses Haupt erhoben, da kam glücklicherweise sein Freund Kleitus und schlug dem Feinde mit einem scharfen Hiebe den rechten Arm ab, so daß Schwert und Arm zugleich herunterfielen. Alexander war gerettet. Nach der Schlacht am Granikus lag ganz Kleinasien dem Sieger offen. Er gieng zuvörderst nach Gordium. Dasselbst hatte ein König vor alten Zeiten einen Knoten von Stricken zusammengeschürzt und gesagt, wer ihn löse, solle ganz Kleinasien beherrschen. Alexander griff zu seinem Schwerte und löste den Knoten, indem er ihn zerhieb.

Alsdann zog er gen Tarsus, hier badete er sich, von Staub und Schweiß bedeckt, im Flusse Cydnus, dadurch zog er sich eine schwere Krankheit zu. Da der Perserkönig Darius Codomannus mit einem gewaltigen Heere heranrückte, so entschloß sich Philipp, der Leibarzt Alexanders, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel anzuwenden, um den kranken König, wenn möglich, schnell herzustellen. Alexander, obwohl vor

Philipp als vor einem vom Feinde bestochenen Verräther gewarnt, nahm vertrauensvoll die ihm gereichte Medicin und trank, während er Philipp den Warnbrief zu lesen gab. Der Arzt war höchst entrüstet; der König aber tröstete ihn mit den Worten: „Der Ausgang wird dich rechtfertigen.“ Und wirklich, die Medicin half, der Kranke genas. Jetzt gieng's dem Feinde entgegen. Bei dem Städtchen Issus trafen die Gegner zusammen. Die Perser, eine halbe Million stark, wurden abermals geschlagen und ließen über 100.000 Mann auf dem Schlachtfelde zurück. Darius selbst entkam nur mit genauer Noth; Schwert, Bogen und Mantel mußte er im Stiche lassen; ja selbst seine Familie fiel in die Hände Alexander's, von dem sie jedoch mit der größten Güte behandelt wurde. Nach dieser Schlacht zog Alexander an der Meeresküste weiter und eroberte Tyrus, Palästina und Aegypten. An der Nilmündung gründete er die Stadt Alexandrien. Darauf gieng der Zug wieder nach Asien.

Ein neues Perserheer stellte sich ihm zwischen den Städten Arbela und Gougamela entgegen, und zwar so zahlreich, daß ihm seine Generale riethen, den Feind in der Nacht anzugreifen. Alexander aber erklärte, daß er den Sieg nicht stehlen wolle, und schritt am folgenden Morgen zum Angriff. Trotz ihrer tapferen Gegenwehr erlagen auch diesmal die Perser der macedonischen Kriegskunst. Der unglückliche König entfloh und wurde bald darauf von einem seiner Statthalter, dem treulosen Bessus, getödtet. Als er sterbend dalag, erreichten ihn die nachsprenghenden Macedonier und erquidten ihn noch mit einem Trunkte frischen Wassers. Gerührt dankte Darius und verwies die Reiter auf Alexander, der ihnen ihren Edelmuth lohnen werde. Darnach verschied er. Bald kam auch Alexander herbei. Mit Rührung vernahm er, was geschehen war, breitete den Mantel über den todtten Feind

und ließ ihn mit allen Ehren beisetzen. Beßus ward, wie es die strenge Gerechtigkeit forderte, auf Alexander's Befehl mit dem Tode bestraft.

Nach der Ueberwindung des Darius hatte Alexander gewonnenes Spiel. Ohne Widerstand zu finden, unterwarf er sich fast ganz Persien. Jetzt wollte er sich den Besitz des Eroberten auch auf die Dauer sichern. Dazu war es nöthig, die bezwungenen Völkerschaften freundlich zu stimmen. Deshalb nahm er morgenländische Sitten an und vermählte sich sogar mit einer Perserin, einer Tochter des Darius. Die morgenländischen Sitten verdarben ihm das Herz, die sklavische Kriecherei seiner neuen Höslinge machte ihn stolz und übermüthig. Als bei einem Gastmahle der tapfere Klitus behauptete, Alexander's Thaten reichen noch lange nicht an die seines Vaters Philipp, entriß der aufgebrachte König einem Trabanten die Lanze und tödtete den Retter seines Lebens. Groß war wohl die Reue, die der That folgte, allein sie war nicht tief und lang. Kein Wunder, daß die Macedonier ihre Herzen mehr und mehr von ihrem König abwandten und sich nach der Heimat sehnten. Noch folgten sie zwar seinem Gebote, doch wie auch Indien erobert war, weigerten sie sich, weiter zu marschieren. Als keine Vorstellung sie von dieser Weigerung abbringen konnte, theilte Alexander das Heer in zwei Theile, ein Theil trat den Heimweg zu Wasser an, den andern Theil führte er selbst auf dem Landwege zurück. Endlich war Babylon erreicht, Babylon, das die Hauptstadt des neugeschaffenen Reiches werden sollte. Aber die vielen Strapazen und weit mehr noch die vielen Ausschweifungen hatten die Gesundheit des jungen Königs untergraben; er erkrankte und starb, erst 33 Jahre alt. Sein Reich fiel seinen Feldherren zu, die es unter sich theilten. Zessen.

Die Comanchen in Mexiko.

Heute noch erfüllt Grauen eines jeden Patrioten Herz, wenn er sich der brutalen Ermordung des edlen Prinzen Ferdinand Max erinnert, die in Queretaro, einer mexikanischen Stadt mit 50.000 Einwohnern, stattfand. Es war 1864, als mexikanische Abenteurer auf Anstiften des Kaisers Napoleon dem wackeren Prinzen die Mission übertrugen, inmitten von halbverwilderten Völkerstämmen und zügellosen Parteien eine Monarchie zu errichten. Der bedauernswerte edle Habsburger blühte dies kühne Unternehmen nach einem langen mühevollen und gefährlichen Kampfe mit dem Heldentode, während seine Gemahlin Charlotte ob des unglücklichen Ausgangs in Wahnsinn verfiel. Aber auch andere tapfere Helden, die sich dem abenteuerlichen Unternehmen anschlossen, haben Oesterreich und Belgien zu beklagen. Sie unterlagen entweder dem Verrath oder der Tücke eines Feindes, von dem wir uns einen Begriff machen können, wenn wir uns die Gräuelszenen der wilden Hunnenhorden vor Augen halten.

Von den verschiedenen Indianervölkern, deren sich heute noch an 120 in Mexiko befinden, sind die bekanntesten Stämme: die „freien Indianer“, welche die nördlichen Gegenden Mexikos unsicher machen und vorzüglich von Jagd und Raub leben, und die „christlichen Indianer“, die aber ihre heidnischen Gebräuche noch nicht ablegten.

Unter den ersteren sind die Comanchen besonders hervorzuheben. Mit diesem Namen werden in Mexiko alle Wilden, die wie die Beduinen in den Steppen Kleinasiens und Afrikas nur vom Raube leben, bezeichnet. Die Comanchen sind ein Gemisch von verschiedenen Indianerstämmen, welche

sich in den Prairien auf flinken Rossen herumtreiben. Diese zwar kleinen, aber raschen und starken Thiere verstehen die Comanchen in ausgezeichnete Weise zu behandeln und sich auf denselben herumzutummeln.

Von ihren Reiterkünsten wird so Erstaunliches erzählt, daß dagegen die im Circus Renz bewunderten Kunststücke in der That verschwinden müssen. Daß sie so gute Reiter sind, kommt theils auch auf Rechnung ihrer eigenen Schwerefalligkeit, mit der sie sich sonst bewegen. Im Sattel ist der Comanche ein ganz anderes Wesen als zu Fuß.

Als Mexiko durch Ferdinand Cortez im Jahre 1519 erobert und zuerst von Europäern betreten wurde, erstaunten die Eingebornen am meisten über die geharnischten Reiter. Pferde kannte man in Amerika überhaupt nicht. Viele hielten daher Pferd und Reiter nur für ein Geschöpf und erschrafen nicht wenig, als die Reiter abstiegen und so das Ganze sich theilte. Heute sind die Amerikaner die kühnsten Reiter, was ihnen von besonderem Nutzen in den Kämpfen ist, die sie bestehen.

Im schnellsten Ritte begriffen, läßt der Indianer nämlich plötzlich seinen Körper auf die eine Seite des Pferdes herabfallen und schützt sich dadurch vor den Waffen des Feindes, während er horizontal seitwärts vom Körper des Pferdes hängt und mit der Ferse sich auf dem Rücken desselben festhält. Dadurch wird er in den Stand gesetzt, sich schnell wieder hinaufzuschwingen.

Der Reiter hält Bogen, Schild und eine Lanze von 14 Fuß Länge und bedient sich dieser Waffen in hängender Lage. An seinem Gegner vorübersprengend, schießt er den Pfeil über den Rücken des Pferdes oder unter dem Halse

deselben hindurch. Auch den Lasso *) weiß er mit derselben Gewandtheit zu schwingen und mancher unserer Tapferen wurde damit aus den Reihen der Seinen gerissen, ehe er sich's versah. Nicht selten pflegt der Comanche den Gegner in einen Hinterhalt zu locken, wo er dann über ihn herfällt.

Es würde unmöglich sein, eine solche Gewandtheit auf dem Pferde zu erreichen, seinen eigenen Körper mit dem des Pferdes gewissermassen so ganz in eine Einheit aufgehen zu lassen, wenn der Comanche nicht in der frühesten Jugend daran gewöhnt würde, das Thier zu behandeln und so mit demselben gleichsam zusammenzuwachsen. Was für unsere Kinder die bleiernen Soldaten, der hölzerne Säbel, die papierene Husarenmütze und das Schaufelpferd sind, das sind für den Comanchen Knaben wirkliche Bogen und Lanzen und lebendige Pferde, die er als sein liebstes Spielzeug behandelt. Bald erlangt er auf diese Weise in der Führung der Waffen einen Grad von Meisterschaft und sein Pferd besteigt er, ehe er noch recht laufen kann.

Diese eigenthümlichen Reiterkünste wenden die wilden Völker der Prairien auch an, wenn sie einen Zug von Reisenden überfallen wollen. Mit der einen Hand die Mähne ihres Rosses fassend, mit dem einen Fuße sich über dem Rückgrat des Thieres festhaltend, wissen sie sich an dem Bauche des Pferdes so geschickt zu verbergen, daß ein äußerst scharfes Auge dazu gehört, sie in der Ferne zu entdecken.

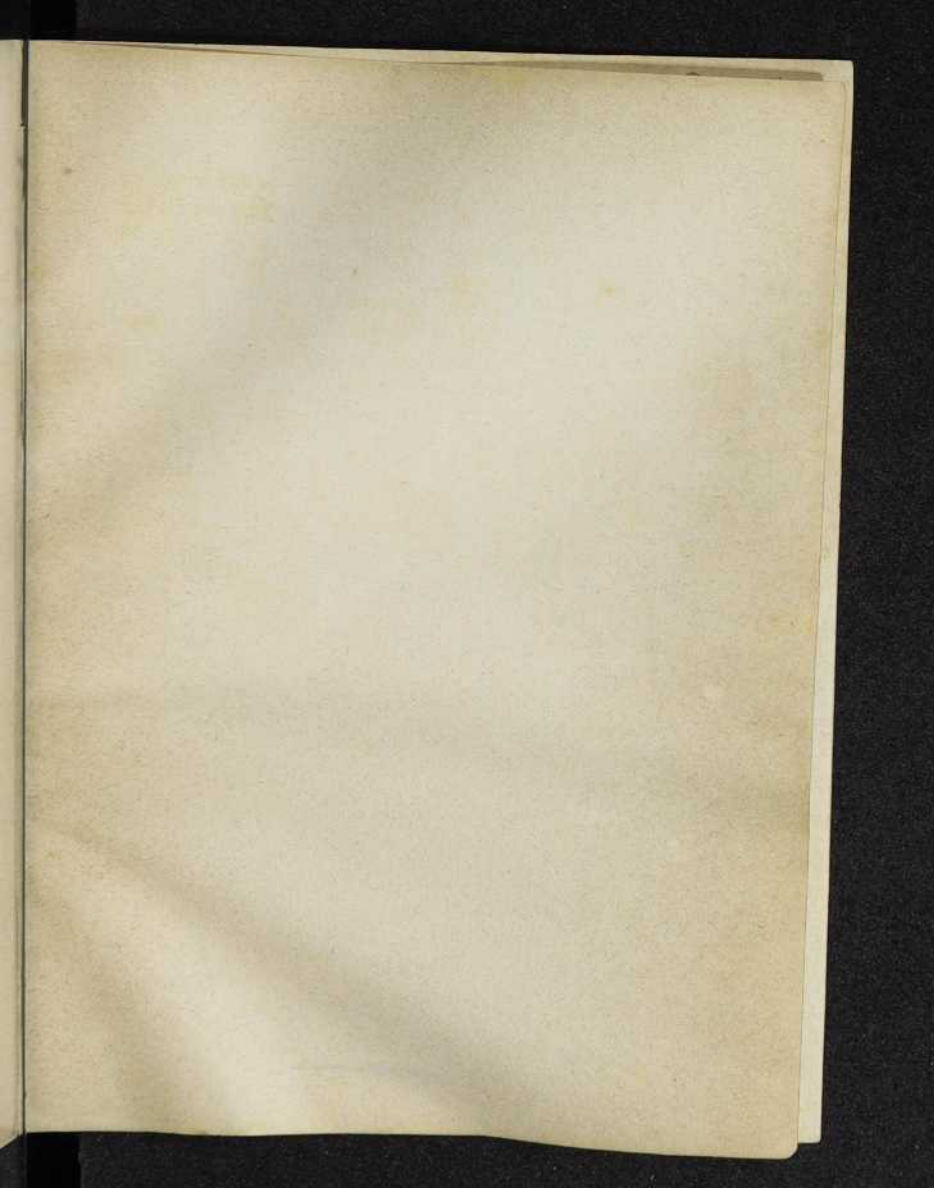
In dieser hängenden Lage können sie viele Meilen reiten, und oft besteht ein solcher Zug aus 50 bis 60 Mann. Ein arglos Reisender, der einen solchen Zug in der Ferne erblickt, meint, es seien frei galoppierende Pferde. Von Menschen sieht

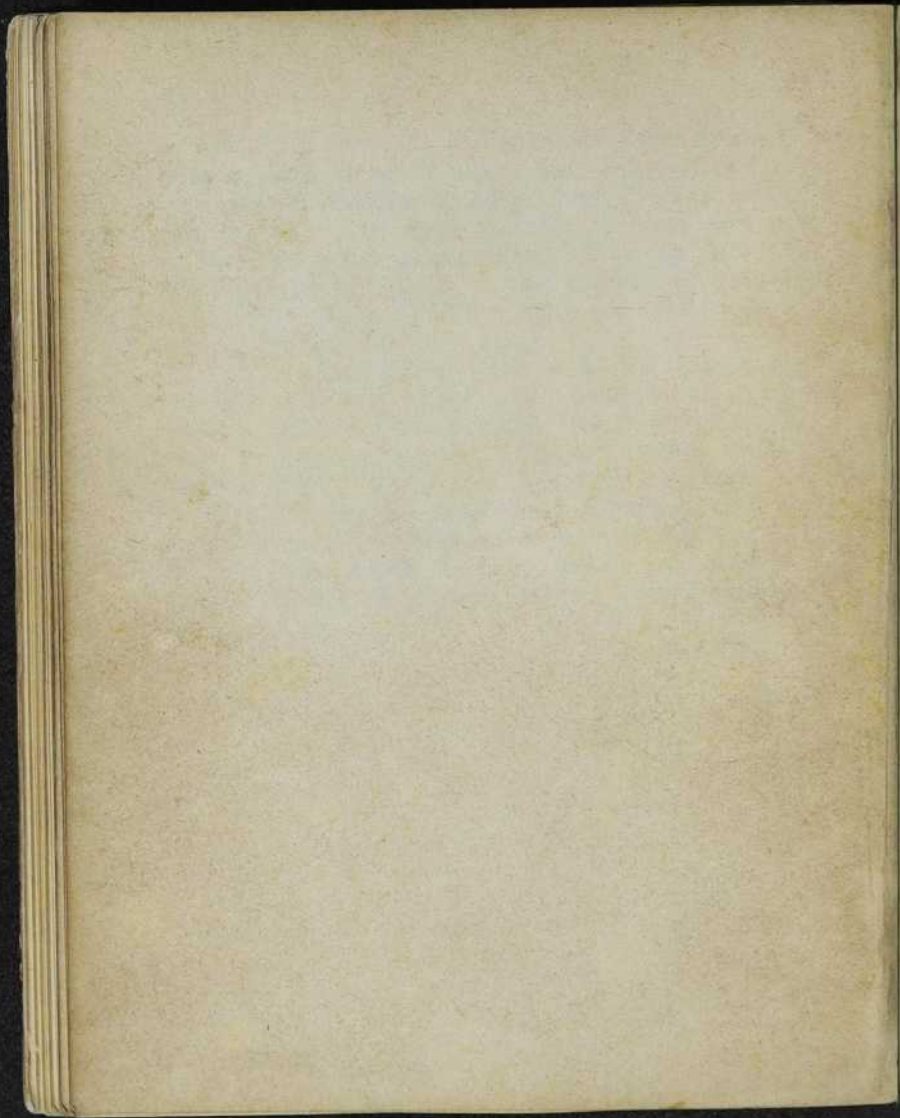
*) Wurfschlinge.

er keine Spur und nichts liegt ihm daher ferner als Furcht. Plötzlich jedoch, so wie er näher kommt, ändert sich zu seinem nicht geringen Schrecken die ganze Scene. Er meint anfänglich, er habe es mit einem Blendwerk zu thun; denn was er früher für frei dahergaloppierende Pferde angesehen hatte, das verwandelt sich plötzlich in eine wohlberittene Indianerhorde; die rothbraunen Gesellen tauchen wie auf einen Schlag über dem Rücken der Thiere empor.

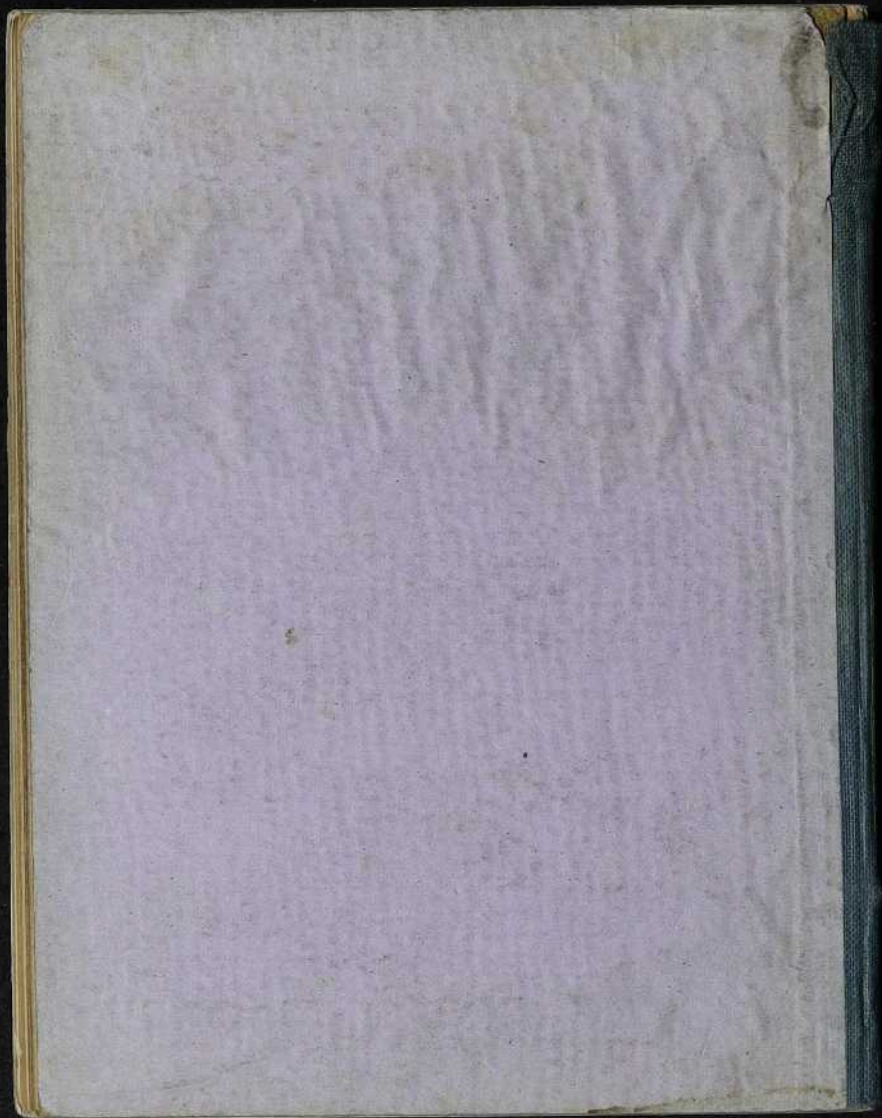
Wehe dem Wanderer, wenn er sich jetzt nicht gutwillig in alles ergibt, was gefordert wird; gewöhnlich begnügt sich die wilde Horde mit seinem Gepäc. Aber nicht nur ein einzelner Reisender, auch ganze Karawanen kommen auf diese Weise in Gefahr. Es sei denn, daß sie so äußerst zahlreich sind, um der berittenen Räuberhorde Widerstand leisten zu können. Diese wilden Steppensöhne verstehen keinen Spaß; mit ihrer Lanze machen sie kurzen Prozeß, ein Stoß von geschickter Hand geführt, genügt, und der Reisende hat aufgehört zu leben.

J. A. Christian.





RDr/83



1183

Blütenkranz.

Ein Büchlein
zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben
von
S. Heller und A. Chr. Bessen.

Wien 1877.
Druck von August Forst in Wien.



ZS175

CO

UB BIELEFELD

9.17

990/4483327+01



K

KLZ

99

ZS175

CO